

MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

September-
Oktober 2025

Gemeinde *creativ*

INTERVIEW

Philipp Stölzl und
der Brandner Kaspar

SCHWERPUNKT

Von Apokalypse, Ablass
bis Zuversicht



EINE MOTIVATION FÜR DAS DIESSEITS

Jenseits

Informationen

- 4 Musik in Bayern: Was die Landesausstellung in Freyung bietet
- 6 Krieg gegen die Armen

Meditation

- 8 Hinüber
Von Florian Schuppe

**Zusatz-
informationen zu
den Beiträgen in dieser
Ausgabe wie Links oder
Literaturhinweise** finden Sie
auf unserer Homepage
www.gemeinde-creativ.de
stets beim jeweiligen
Artikel.



FOTO: DOMINIK ODENKIRCHEN

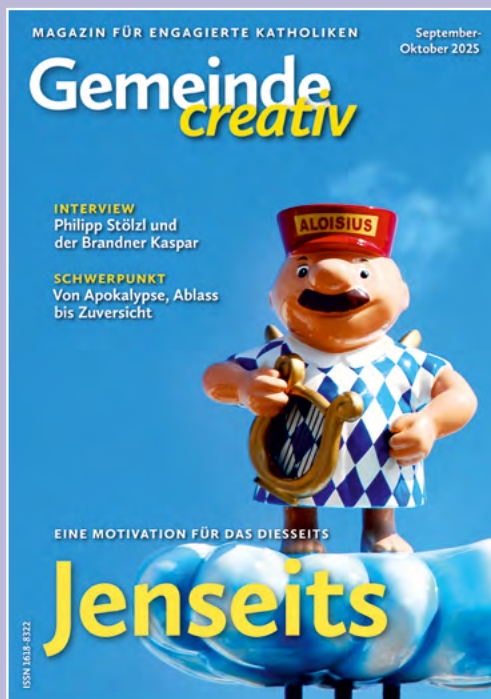


FOTO: WTTBIRDY / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Jenseits

- 10 **Christliche Endzeithoffnung**
Von Christoph Böttigheimer
- 14 **Wie man über die Letzten Dinge ins Gespräch kommen kann**
Von Daniel Lerch
- 16 **Halbierung des Liebens**
Von Paul M. Zulehner
- 18 **Warum wir Christen Kirchen bauen**
Von Alois Brunner
- 20 **Das Ablasswesen**
Von Christine Laudage
- 22 **Unbändige Sehnsucht nach Veränderung**
Von Sabine Bieberstein
- 24 **Wo es viele Wohnungen gibt**
Von Pat Christ
- 26 **Ein Leben, wie es ohne Beispiel ist**
Von Martin Riedlaicher
- 27 **Wollen wir uns wirklich wiedersehen?**
Von Diakon Michael Schedl-v. Brockdorff

Ökumene

- 28 **Wo befindet sich das Jenseits?**
Von Sarah Weiß

Katholisch in Bayern und der Welt

- 30 **„Hoffentlich gibt's da oben Currywurst und Kuchen“**
Von Hanna Münch
- 31 **Ellen Ammann und die Demokratie**
Von Stephanie Remagen
- 34 **Begeistert sein**
Interview mit Sabine Slawik
- 35 **Anders gedacht**
- 36 **Cartoon**
Von Thomas Plafsmann

FOTOS: KDFB / KLEINERT

Was macht den KDFB katholisch?

Von Gerlinde Wosgien

32 Aus dem Verbänden

12 „Der Brandner Kaspar berührt uns bis heute“

Der Brandner Kaspar lässt den Tod alt aussehen – und berührt bis heute die Herzen. Im Interview mit **Gemeinde creativ** spricht **Philipp Stölzl**, Regisseur im Münchner Residenztheater, über seine aktuelle Inszenierung der bayerischen Kultgeschichte. Warum fasziniert der listige Kaspar seit Generationen? Stölzl gibt Einblicke in seine Regiearbeit und verrät, warum der Boandlkramer auch 150 Jahre nach Franz von Kobbels Erzählung noch mitten ins Leben trifft.

Impressum

Alle Autorinnen und Autoren erreichen Sie über die Redaktion. Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. **Gemeinde creativ** bemüht sich um eine Sprache, die niemanden ausgrenzt und alle Geschlechter anspricht. Wenn das einmal nicht gelingt, bitten wir um Nachsicht. **Gemeinde creativ** wird auf nachhaltigem Papier gedruckt.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
vertreten durch Dr. Alexandra Hofstätter,
Geschäftsführerin
Redaktionsleiter: Dr. Hannes Bräutigam
Abo-Service und Vertrieb: Waltraud Keller

Kontakt:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern
Schäfflerstraße 9 | 80333 München
Telefon: 089 2137 77331
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH
Martin-Moser-Str. 23 | 84503 Altötting

Satz und Layout: Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

6 Ausgaben pro Jahr.
Jahresabonnement kostenfrei bestellbar unter
www.gemeinde-creativ.de.
Kündigungen jederzeit möglich.



EDITORIAL

Was kommt danach?

Liebe Leserin, lieber Leser,

Nichts – eigentlich müsste das in einer zunehmend areligiösen Gesellschaft die folgerichtige Antwort sein. Doch was macht diese Antwort mit uns, mit unserem Verständnis von Sinn und Wahrheit, mit unserer Sehnsucht nach etwas, das für immer gültig und bleibend sein soll, selbst wenn das Universum in seine Einzelteile zerbricht? Wer über das Jenseits nachdenkt, schaut unweigerlich auch auf das Diesseits. Die christliche Tradition kennt hier keinen billigen Trost, sondern eine tiefe Hoffnung: dass Gott alles zum Guten führt, dass Liebe und Gerechtigkeit Bestand haben. Nicht wir sollen uns mühen, in den Himmel zu kommen – vielmehr soll der Himmel schon jetzt in unsere Welt hineinwirken: durch Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit.

Apokalyptische Texte der Bibel werden oft missverstanden. Sie sind keine Drohkulissen, sondern Ausdruck einer unbändigen Sehnsucht nach Veränderung. Sie machen spürbar, was nicht gut ist, und werfen ein Licht auf das, was werden soll: eine Welt, in der kein Leid und keine Ungerechtigkeit mehr herrschen.

Auch die christliche Hoffnung auf Vollendung ist kein Grund zur Furcht. Sie lebt vom Vertrauen darauf, dass Gott niemanden gleichgültig lässt. Am Ende steht Versöhnung, nicht Vergeltung. Es geht darum, was schon jetzt zählt: gelebte Beziehungen, Gerechtigkeit, Liebe.

Besonders berührend bringt das das bayerische Volksstück vom „Brandner Kaspar“ zum Ausdruck. Ein listiger Schlosser und Büchsenmacher trickst den Tod aus, gewinnt Zeit – und findet am Ende im Himmel seine große Liebe wieder. Regisseur Philipp Stölzl beschreibt im Interview das Theater als einen Raum, der wie die Kirche Fragen nach Leben und Tod stellt, zum Lachen, Weinen und Nachdenken einlädt. Und was tun, wenn Worte an ihre Grenzen stoßen? Kunst kann hier Brücken bauen. Bil-



der machen das Unsichtbare sichtbar, öffnen Räume für persönliche Fragen, Zweifel, Sehnsucht. Sie schaffen Momente der Stille, in denen wir ahnen können, was „ewiges Leben“ bedeutet.

Das Jenseits bleibt ein Geheimnis. Aber es lähmt nicht – es ruft in die Verantwortung: Wie lebe ich jetzt, wie gestalte ich meine Beziehungen, wie bleibe ich offen für das, was größer ist als ich selbst?

Dieses Heft bietet Anregungen, wie sich die Themen Tod, Hoffnung und ewiges Leben in Liturgie, Bildungsarbeit und Seelsorge aufgreifen lassen – als Impulse für Gespräche, Predigten, Ausstellungen oder Gedenkformen. Damit Kirche auch heute ein Raum bleibt, in dem letzte Fragen gestellt und getragen werden dürfen.

Viel Freude beim Lesen und gute Anregungen für Ihre kirchliche Arbeit wünscht Ihnen

Hannes Bräutigam
REDAKTIONSLEITER

Nächste Ausgabe
„Pfarrgemeinderat-
Rückblick“

Leo XIV. – ein Papst mit Signalwirkung

Die Wahl von Leo XIV. hat viele überrascht – und gibt zugleich einen bedeutungsvollen Hinweis. Nicht nur, weil sich der neue Papst damit bewusst von der langen Reihe der Benedikt- und Johannes-Paul-Päpste absetzt. Sondern vor allem, weil er mit dem Namen an Leo XIII. erinnert – jenen Pontifex, der sich als erster entschieden der sozialen Frage widmete und die Kirche zur Welt hin öffnete.



FOTO: PATMOS

Damals, Ende des 19. Jahrhunderts, bedeutete das einen Aufbruch: weg von rein innerkirchlicher Frömmigkeit, hin zur Auseinandersetzung mit dem Elend der Arbeiterschaft, mit Kapitalismus, Fortschritt und Gerechtigkeit. Dass Leo XIV. nun diesen Namen wieder aufnimmt, kann als Signal verstanden werden – an die Kirche selbst und an die Welt: Die soziale Frage ist aktueller denn je. Wer sich mit dieser Deutung beschäftigen möchte, findet eine erste Einordnung in:

✳ **Kempis, Stefan von (2024), Leo XIV. – Der neue Papst. 112 Seiten, gebunden, Verlagsgruppe Patmos, Preis 18 EUR.** (hb)

Bayerische Landesausstellung 2026 im Überblick

Musik in Bayern: Was die Ausstellung in Freyung bietet

Die Bayerische Landesausstellung 2026 widmet sich dem Thema Musik in Bayern. Sie findet von 25. April bis 8. November 2026 in Freyung statt und soll ein breites musikalisches Spektrum abbilden – von Volksmusik bis Punk, von Klassik bis Pop.

Hannes Bräutigam

Redaktionsleiter

Der Stellung und dem Wert der Musik in der Pfarreiarbeit haben wir eine eigene Ausgabe von *Gemeinde creativ* gewidmet (siehe Heft vom Juli – August 2024). Nun widmet sich die Bayerische Landesausstellung 2026 ebenfalls diesem Thema unter dem Titel *Musik in Bayern* und wird vom Haus der Bayerischen Geschichte zusammen mit der Stadt Freyung veranstaltet. Sie will zeigen, welche Rolle Musik in der bayerischen Kultur spielt und wie vielfältig musikalische Ausdrucksformen in Bayern und in ihren Gemeinden sind. Thematisiert werden traditionelle Volksmusik, Punk, Rock, Pop, Klassik, Orchester, Festspiele, Musikkabarett und vieles mehr. Damit sollen nicht nur historische Entwicklungen sichtbar gemacht, sondern auch aktuelle Strömungen und regionale Besonderheiten vorgestellt werden.

Eine Besonderheit der Ausstellung ist der interaktive Ansatz. Besucherinnen und Besucher sollen nicht nur hören und sehen, sondern auch selbst aktiv werden können. Dafür stehen neben klassischen Ausstellungsbereichen auch Mitmachstationen zur Verfügung.

AUSSTELLUNGORT UND REGION

Hauptausstellungsort ist das *Tony-versum* im Zentrum Freyungs. Dieses Gebäude dient 2026 als Ausstellungsort und wird ab 2027 als Science Center genutzt. Dort können Besucherinnen und Besucher jeden Alters Klang, Schall, Musik und Hören experimentell erforschen. Die Ausstellung bleibt aber nicht auf

den Innenraum beschränkt. In der gesamten Region Freyung sowie im angrenzenden bayerisch-böhmisch-österreichischen Dreiländereck sind während der Ausstellungszeit Konzerte, Musikveranstaltungen und weitere Programmpunkte geplant.

Die Stadt Freyung sieht die Ausstellung als Chance, die kulturelle Lebendigkeit der Region zu zeigen. Bereits seit 2019 befindet sich hier die Volksmusikakademie in Bayern. Die Landesausstellung soll diesen Standort stärken und darüber hinaus neue Akzente setzen.

PLAKATMOTIV UND GESTALTUNG

Ein zentrales Element der Ausstellungsvorbereitung ist das Plakatmotiv, das im Sommer 2025 vorgestellt wurde. Es wurde vom Salzburger Büro *wir sind artisten* in Zusammenarbeit mit dem Ausstellungsgestalter Fritz Pürstinger entworfen. Das Motiv zeigt etwa 20 Musikerinnen und Musiker aus der Region als Silhouetten mit unterschiedlichen Instrumenten. Hervorgehoben sind eine Violinistin und ein Ziehharmonikaspieler, die stellvertretend für die Vielfalt der bayerischen Musiklandschaft stehen.

Das Plakat greift mit mäandrierenden Notenlinien ein grafisches Element auf, das auch in der Ausstellung selbst vorkommen wird. Farblich setzt es auf ein poppigendes, kontrastreiches Design, um eine breite Zielgruppe anzusprechen, darunter ausdrücklich auch ein jüngeres Publikum.

VERANSTALTER UND ORGANISATION

Veranstalter der Landesausstellung ist das Haus der Bayerischen Ge-



Plakatmotiv zur Bayerischen Landesausstellung 2026 Musik in Bayern, Gestaltung: wir sind artisten.

schichte, eine Einrichtung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst. Das Haus ist seit vielen Jahren für die Organisation der Bayerischen Landesausstellungen verantwortlich und entwickelt diese zusammen mit regionalen Partnern. Die Stadt Freyung übernimmt als Projektpartner unter anderem die Organisation von Begleitprogrammen.

Die Landesausstellung 2026 versteht sich nicht nur als museale Präsentation, sondern als regionales Großereignis. Geplant sind daher nicht nur Führungen, sondern auch Konzerte, musikalische Mitmachangebote, Veranstaltungen auf Marktplätzen, in Kirchen oder in der Natur. Damit soll die musikalische Vielfalt nicht nur gezeigt, sondern auch erlebbar gemacht werden.

LANGFRISTIGE PERSPEKTIVE

Nach Abschluss der Ausstellung wird das *TonYversum* nicht wieder geschlossen, sondern in ein Science Center umgewandelt. Dort können Besucherinnen und Besucher sich auch künftig mit den

Themen Klang, Schall, Musik und Hören beschäftigen. Dieses langfristige Konzept soll die Region über die Ausstellung hinaus stärken und neue Zielgruppen ansprechen.

WICHTIGE FAKTEN ZUR AUSSTELLUNG

Titel: Musik in Bayern
Zeitraum: 25. April bis 8. November 2026
Ort: TonYversum, Freyung, Bayerischer Wald
Veranstalter: Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg
Partner: Stadt Freyung
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 9–17 Uhr, Wochenende und Feiertage 9–18 Uhr
Begleitprogramm: Konzerte, Mitmachaktionen, Veranstaltungen in der Stadt und der Region

WEITERE INFORMATIONEN

Haus der Bayerischen Geschichte
 Zeuggasse 7, 86150 Augsburg
 Telefon: 0821 3295-222
 www.hdbg.de

Mitreden, mitentscheiden, mitgestalten



Martin Ebner untersucht in seinem Buch, wie sich frühchristliche Gemeinden organisierten. Anhand biblischer Texte wird sichtbar: Diese Gemeinden waren vielfältig strukturiert, orientierten sich an bekannten städtischen Organisationsformen und entwickelten unterscheidend christliche Akzente. Alle Getauften – auch Frauen und Sklaven – konnten ihre Charismen einbringen, mitentscheiden und Verantwortung übernehmen. Leitungsstrukturen waren weniger hierarchisch als später in der Bischofskirche. Ebner analysiert zentrale Bibelstellen, beschreibt die Rolle von Apostel Paulus und arbeitet heraus, welche Prinzipien damals galten: gemeinsame Verantwortung, Teilhabe und Mitgestaltung. Er fragt, was sich aus diesen historischen Erfahrungen für aktuelle Reformprozesse in der katholischen Kirche ableiten lässt und liefert Impulse für die Diskussion um Teilhabe und Leitung in heutigen Gemeinden. (hb)

* Ebner, Martin (2025), *Mitreden, mitentscheiden, mitgestalten. Wie sich frühchristliche Gemeinden organisierten und was wir daraus lernen können*. 152 Seiten, Tyrolia Verlag, Innsbruck Wien, 15 EUR.

FOTO: HAUS DER BAYERISCHEN GESCHICHTE

TYROLIA VERLAG

Kult, Kultur und Demokratie

Beim ausverkauften Abend im Münchner Bergson Kunstkraftwerk stellte Kardinal Reinhard Marx im Frühjahr 2025 sein neues Buch *Kult – Warum die Zukunft des Christentums uns alle betrifft* vor. Im Dialog mit dem Soziologen Hartmut Rosa und unter der Moderation von Politikwissenschaftlerin Ursula Münch wurde deutlich: Christentum ist Kult – und dieser Kult hat gesellschaftliche Relevanz. Marx betont die Unterbrechung des Alltags durch den Sonntag und die Eucharistie als Räume für Menschlichkeit und Freiheit. Rosa ergänzt, Demokratie brauche Religion, um Resonanzräume für Sinn, Zuhören und Gemeinschaft zu schaffen. Der Verlust solcher Rituale, so ein Hinweis auf Byung-Chul Han, bedrohe die seelische Infrastruktur unserer Gesellschaft. Rituale stiften Sinn, geben Halt und verbinden Menschen zu einer Resonanzgemeinschaft. So zeigen Kult, Kultur und Demokratie überraschende Schnittmengen – und ein großes Potenzial für eine lebensdienliche Gesellschaft. (jf)

✳ **Marx, Reinhard (2025), *Kult – Warum die Zukunft des Christentums uns alle betrifft*. 176 Seiten, Hardcover, Kösel-Verlag, München, 20 EUR.**



Prof. Dr. Ursula Münch, Kardinal Reinhard Marx und Prof. Dr. Hartmut Rosa (v.l.n.r.).

FOTO: JOSEF FUCHS

Monat der Weltmission 2025

Krieg gegen die Armen

Während der Amtszeit des früheren Präsidenten Rodrigo Duterte starben auf den Philippinen im Kampf gegen die Drogen bis zu 30 000 Menschen.



FOTO: JÖRG BÖTHLING

Rowena Panotes hält das Foto ihres Mannes in die Kamera. Rommel Panotes, ihr Mann und Vater ihrer drei Kinder, war 45 Jahre alt, als er im Armenviertel Payatas in Quezon City erschossen wurde.

Von Steffi Seyferth

Redakteurin bei missio

Rowena Panotes hat für den Besuch das Foto ihres Mannes von der Wand genommen – es hängt sonst am Fensterrahmen, über kleinen Kuscheltieren und roten Plastikrosen. Rommel Panotes, ihr Mann und Vater ihrer drei Kinder, war 45 Jahre alt, als ihn am 2. Oktober 2016 maskierte Männer im Armenviertel Payatas in Quezon City erschossen.

Rowena Panotes, die seit diesem Tag das Vertrauen in Regierung und Polizei verloren hat, zieht einen Ordner mit Dokumenten aus dem Schrank. „Perforierendes Schädeltrauma – mehrere Schussverletzungen am Kopf“, steht auf der Sterbeurkunde. Noch heute ringt Rowena Panotes mit dem, was damals geschah. Warum musste ihr Mann sterben?

Rommel Panotes ist einer von schätzungsweise 30 000 Menschen, die dem sogenannten „Krieg gegen die Drogen“ von Ex-Präsident Rodrigo Duterte zum Opfer fielen. „Wenn ihr jemanden kennt, der dro-

genabhängig ist, dann tötet ihn einfach selbst – seine Eltern würden es nicht übers Herz bringen“, sagte Duterte am 30. Juni 2016 bei seiner Amtseinführung. Es war ein Freifahrtschein zum Töten. Was folgte, waren sechs Jahre des Schreckens: Polizeieinheiten und selbsternannte Todesschwadronen richteten mutmaßliche Drogendealer oder Abhängige regelrecht hin. Frauen, Männer, Kinder. Manche von ihnen waren nur zur falschen Zeit am falschen Ort. Manche wurden von anderen denunziert, ohne je etwas mit Drogen zu tun gehabt zu haben. Die Täter kamen meist auf Motorrädern, die Gesichter ver mummt. Getötet wurde auf offener Straße, zu Hause, beim Karaoke-Singen, auf Beerdi-gungen. Zurück blieben Tausende Kinder und Frauen – traumatisiert, auf sich allein gestellt.

„SIE HABEN UNVORSTELLBARES ERLEBT“

Heute, fast zehn Jahre später, ist die Frage der Gerechtigkeit für Rowena Panotes weiter offen, aber sie hat gelernt, wieder nach vorne zu blicken.

„Ich versuche mein Bestes, um für mich und meine drei Kinder zu sorgen“, sagt sie.

Ein paar Straßenecken weiter rattern im Erdgeschoss eines zwei-stöckigen Gebäudes Nähmaschinen. In einer Ecke steht die Nähmaschine von Rowena Panotes. Gemeinsam mit anderen Frauen näht sie hier Untersetzer, Taschen und Rucksäcke. Die kleine Schneiderei gehört zum Projekt „Solidarity with Orphans and Widows“ – gegründet 2016 von den Vinzentinern. Sie wollten Kindern und Frauen helfen, die im Krieg gegen die Drogen ihre Väter und Ehemänner verloren haben.

„In den ersten drei Jahren ging es vor allem um Traumatherapie. Dann darum, dass die Frauen als Alleinverdienerinnen ein regelmäßiges Einkommen haben“, sagt Carol Daria. Die Psychologin war von Anfang an mit dabei. „Einige Mädchen und Jungen mussten mitansehen, wie ihre Väter zu Hause erschossen wurden“, sagt sie. „Sie haben Unvorstellbares erlebt.“

Die meisten Opfer stammten aus Armenvierteln wie Payatas. Und so wurde der Krieg gegen die Drogen vor allem ein Krieg gegen die Armen.

Ein paar Mal wandte sich Carol Daria an die zuständigen Behörden, drängte auf Suchtprogramme in Payatas. Darauf, den Menschen eine Chance zu geben. Vergeblich.

„Als das Töten immer weiterging, habe ich gewusst, dass die Agenda von Duterte eine andere ist“, sagt sie. Und sie begriff, dass auch sie in Gefahr war. Denn wer Angehörigen von Opfern half, geriet schnell selbst ins Visier. „Lange Zeit hatte ich Angst, dass mir jemand Drogen ins Auto schmuggelt und ich auf dem Heimweg gestoppt und festgenommen werde“, sagt sie.

Inzwischen ist die Angst überwunden, die Arbeit von Carol Daria aber geht bis heute weiter. Noch immer kommt sie regelmäßig nach Payatas, trifft sich mit den Überlebenden. Die traumatisierten Kinder von damals sind zu jungen Frauen und Männern mit

großen Träumen herangewachsen.

An diesem Nachmittag haben sich 22 Jugendliche im ersten Stock über der kleinen Kirche versammelt. Zwischendrin sitzt Carol Daria. „Wir wollen heute darüber sprechen, was ihr nach der Schule machen wollt. Wer fängt an?“, fragt sie.

Der 18-jährige Ronald meldet sich: „Ich möchte einmal Anwalt werden und mich für mehr Gerechtigkeit einsetzen.“ Die anderen klatschen. Ronald war gerade einmal neun Jahre alt, als sein Vater Rommel Panotes erschossen wurde.

MONAT DER WELTMISSION

Im Oktober begehen Katholikinnen und Katholiken weltweit den Monat der Weltmission. In diesem Jahr stehen die Philippinen im Fokus der Solidaritätsaktion. Das katholische Hilfswerk missio München empfängt philippinische Gäste – darunter auch Carol Daria aus der Reportage –, die in den bayerischen Diözesen und im Bistum Speyer über ihren Einsatz für Menschenrechte und die Arbeit der Kirche in ihrer Heimat berichten. Den feierlichen Höhepunkt bildet der Sonntag der Weltmission am 26. Oktober 2025 im Bistum Augsburg: www.weltmissionssonntag.de



Synodalität einfach machen!



„Synodal-in-Augsburg“-Treffen im Januar 2025.

„Synodal-in-Augsburg“, eine Initiativgruppe aus Mitgliedern von reformorientierten Gruppierungen und Einzelpersonen, hat sich zusammengefunden, um Anregungen, die in der „Synode 2021-2024 – für eine synodale Kirche“ an die Kirchenbasis gerichtet wurden, aufzugreifen und zu leben.

Ein „Ergebnis“, das die Gruppe erarbeitet und veröffentlicht hat, ist ein digitaler „Synodaler Koffer“, ein Padlet, auf das jeder zugreifen kann. Es liegt u.a. auch ein Vorschlag für die Gestaltung eines Workshops in einer Gemeinschaft (z.B. Pfarrei, Pfarrverband oder Verband, ...) in Form einer synodalen Übung vor.

Der „Synodale Koffer“ steht bis-tums- und länderübergreifend zur Verfügung und lebt davon, dass Erfahrungen, Ergänzungen und Aktualisierungen an das Admin-Team zurückgemeldet werden. Die Gruppe habe aufgrund fehlender Impulse von der Bistumsleitung die Aktivitäten nach dem Motto „einfach machen“ aufgenommen, denn die Informationen wären leider bisher vielerorts weder an der Kirchenbasis noch bei den Amtsträgern und Hauptamtlichen angekommen. Es bleibe zu hoffen, dass die erneute, nachdrückliche Aufforderung durch Papst Leo XIV. vom 7. Juli 2025 Wirkung zeigen würde gemäß dem Motto: „Gemeinschaft – Teilhabe – Sendung“ geht uns alle an – „Wir sind die Kirche – gestalte sie mit!“, so die Initiativgruppe. (us)





Hinüber

Von Florian Schuppe

Eine Kirche vor der mächtigen Kulisse der Berchtesgadener Alpen.
Vieles scheint mir ein „Hinüber“ zuzurufen.
Die Berge und die Sehnsucht zu erkunden, was jenseits liegt.
Aber auch die so harmonisch in die Landschaft gebaute Kirche Maria Gern.
Alles erzählt von einem noch größeren Hinüber
in die innere Weite der Gottessuche. Hinüber.

Doch wenn ich ein wenig inne halte, spüre ich,
wie aus dem Bild auch ein anderes „Hinüber“ zu mir spricht.
Wieviel Harmonie steckt wirklich in dieser Postkartenromantik?
Wie wohl die Realität dieses Ortes zwischen touristischer Fotokulisse
und den vielfältigen Realitäten kirchlichen Lebens wirklich ist?
Wer betet hier noch? Gibt es überhaupt noch Gottesdienste? Und wer zahlt die Renovierungen?
Wieviel ist auch hier – hinüber?

Aber auch hier mag ich nicht stehen bleiben, denn durch eine leise Wehmut
klingt ein drittes „Hinüber“ an.
Die schöne einladende Frage: Was möchte ich, was möchten wir von und für diesen Ort mit
hinüber nehmen? Und: Wie entsteht eine Dynamik, die Menschen fragen lässt: wie kommen
wir, mit dem, was uns wertvoll ist, an diesem und vielen anderen Orten gemeinsam hinüber?
Gelingen wird das sicher nur gemeinsam. Im Loslassen, einander Stärken und im Weiten des
Blicks. Im Teilen der „Geschichten von drüben“, denn der Weg hat immer schon längst begon-
nen. Hinüber.

„Eschatologie“ heute denken

Christliche Endzeithoffnung

Die christliche Endzeiterwartung ist kein Grund zur Angst, sondern Ausdruck tiefster Hoffnung. Die eschatologische Perspektive christlichen Glaubens stellt eine heilvolle Vollendung dar – persönlich, gesellschaftlich und universal.

Von Christoph Böttigheimer

Professor für Fundamentaltheologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Als Christinnen und Christen leben wir schon jetzt mit Christus. Durch ihn sind wir mit Gott versöhnt und dürfen am göttlichen Heil teilhaben: „Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“ (2 Kor 5,17). Zwar sind wir in Christus eine neue Schöpfung, dennoch aber leben wir noch in dieser von Unheil, Ungerechtigkeit und Abgründen gezeichneten Welt und kämpfen mit unseren eigenen Unzulänglichkeiten. Mit Jesu Leben, Tod und Auferweckung ist darum längst nicht alles vollendet – im Gegenteil: Vieles steht noch aus. Weil das umfängliche Heil noch Zukunft ist, sind Christinnen und Christen zutiefst Wartende und Ausschauende: Wir warten auf das Ende der Zeiten und schauen aus auf die Vollendung der Welt.

ESCHATOLOGIE ALS BLICK NACH VORNE

Die Ankunft „der kommenden Weltzeit“ (Hebr 6,5) ist das *Eschaton* (griechisch *ta éschata*: die letzten Dinge), und darauf war die frühe Christenheit fixiert: „Ich vergesse, was hinten ist, und strecke mich aus zu dem, was da vorne ist.“ (Phil 3,13). Die Hoffnung richtete sich auf die Wiederkunft – den Advent – Jesu Christi und damit verbunden auf die Vollendung der Schöpfung. Im Hintergrund steht ein linear gedachtes Zeitkonzept: Die universale Vollendung, Gottes Reich, ist mit der chronologischen Zukunft, näherhin mit dem Ende der jetzigen, vergänglichen Welt verknüpft – „die Gestalt dieser Welt vergeht“ (1 Kor 7,31). Dass an die Stelle der alten Welt

eine neue und bessere treten wird, verheißt schon Jesaja: „Ja, siehe, ich erschaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde. Man wird nicht mehr an das Frühere denken, es kommt niemand mehr in den Sinn.“ (Jes 65,17).

Weil sich mit dem Advent des österlichen Christus das Antlitz der Welt von Grund auf verändern wird, wird ihm eine universale, kosmische Bedeutung zugesprochen: Er wird als Herrscher des Alls verehrt und als der geglaubt, durch den und auf den hin alles geschaffen worden ist und in dem alles Bestand hat (Kol 1,15–17). Am Ende der Weltzeit wird er eine völlig neue, ewige Schöpfung heraufführen, in welcher es keinen Sündenfall und mithin nichts Böses mehr geben wird. Alles moralische und natürliche Übel wird ein Ende haben – „auch sie, die Schöpfung, soll von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm 8,21).

SPANNUNG ZWISCHEN JETZT UND NOCH-NICHT

Die Spannung zwischen der Gegenwart des göttlichen Heils und seiner noch ausstehenden Zukunft spiegelt sich in der Spannung zwischen der Menschwerdung des Sohnes Gottes und seiner Wiederkunft wider. Die vielen neutestamentlichen Hinweise auf den baldigen Advent des Menschensohnes belegen unzweideutig, dass im Zentrum des frühchristlichen Glaubens das bevorstehende Kommen des Herrn eine Schlüsselrolle einnahm. Die „Ankunft des Herrn“ (1 Thess 4,15) ist das entscheidende Geschehen – und mit ihm wird die Erwartung des Weltgerichts (Offb 20,11–15), der leiblichen Auferstehung der Toten (Mt 22,23–33) und das Of-

fenbarwerden des Reiches Gottes (Offb 12,10) verbunden.

Wenngleich Christinnen und Christen durch die Taufe an Jesu Auferstehung Anteil erhalten, so kann bezogen auf die Welt schwerlich von einer Überwindung der zerstörerischen Mächte gesprochen werden. Das Gesetz des Stärkeren dauert an und die sichtbare Herrlichkeit mit der Überwindung der defizitären, leidgeplagten Schöpfung steht noch aus. Und wie in Jesu Tod, so geht es auch bei seiner Wiederkunft um die Entmachtung der Sünde und des Todes. In diesem Sinne wird das jüngste Gericht für die Glaubenden ein Ereignis der Freude und des Trostes sein (Mt 25,31–46).

GERECHTIGKEIT FÜR DIE OPFER

Im göttlichen End- bzw. Weltgericht werden die Opfer der Geschichte endgültig Gerechtigkeit erfahren und die Täter nicht mehr triumphieren. Dass die Opfer zu ihrem Recht kommen, darin besteht die Freude – nur so kann der Friede Christi (Eph 2,14) werden. „Das Ausbleiben eines jüngsten Gerichts wäre der schreckliche Ausdruck göttlicher Gleichgültigkeit: der Gleichgültigkeit des Schöpfers gegenüber der eigenen Schöpfung und speziell gegenüber dem von ihm geschaffenen Menschen. Nichts aber würde den Menschen tiefer erniedrigen als dies, Gott gleichgültig zu sein.“ (Eberhard Jüngel). Leider wurde in der Geschichte der Christenheit diese endzeitliche Hoffnung auf endgültige Gerechtigkeit zu einer unsäglichen Drohung umfunktioniert und so in fataler Weise entstellt.

LEBEN IN DER HERRLICHKEIT GOTTES

Im Zusammenhang mit dem Kommen des österlichen Christus ist auch von der leiblichen Auferweckung der Toten am Ende der Zeiten die Rede. Auch sie werden aufgrund ihres Glaubens an Jesus Christus am uner-



„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Off 21,1). Die christliche Hoffnung richtet sich auf eine umfassende Vollendung am Ende aller Zeiten, symbolisiert durch das himmlische Jerusalem.

schöpflichen, ewigen Leben Gottes teilhaben (1 Thess 4,13–18). Dieses neue Leben ist unbeschreiblich, da sich menschliche, endliche Vorstellungen nicht auf die Herrlichkeit Gottes übertragen lassen. „Wir verkündigen, wie es in der Schrift heißt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (1 Kor 2,9).

Wie das Leben in der Herrlichkeit Gottes sein wird, vermag niemand zu sagen. Selbst bei Jesus finden wir keine genaue Beschreibung, dafür aber eine Fülle an Andeutungen: Wir werden den Engeln gleich sein, weder sterben noch heiraten, am ewigen Hochzeitsmahl Platz nehmen und mit Gott vereint sein, ihn von Angesicht zu Angesicht schauen. Wichtig ist nicht das *Wie*, sondern das *Dass*: Dass das Leben bei der Wiederkunft Christi eine unbeschreiblich herrliche Vollendung finden wird – weil Gott ein Gott der Lebenden und nicht der Toten ist (Lk 20,38).

GERICHT, FEGEFUEHR, VOLLENDUNG

Durch den Glauben an die Auferstehung ändert sich der Blick auf die Welt und das Leben. Nach katholi-

scher Lehre kommt es nach dem Tod zur Begegnung mit Gott, und im individuellen Gericht wird das ganze Leben zur Sprache gebracht – das heißt, angeschaut. Das bedeutet, dass die jetzige Lebenswirklichkeit vor Gott wichtig ist. Er nimmt die persönliche, unverwechselbare Lebensgeschichte in ihrer Einmaligkeit und Würde ernst. Sie versinkt nicht im Grab, sondern wird geheilt und am Ende der Zeiten in das bleibende Leben mit Gott hineingenommen.

Dafür stehen traditionell die Ausdrücke *Fegefeuer* und *leibliche Auferstehung*. Beim Jüngsten Gericht wird keine vom Leib getrennte Seele aufgeweckt, sondern der ganze Mensch in seiner Leib-Seele-Einheit. Nach dem Tod verwest zwar der Körper, nicht aber die Leiblichkeit, die für die Identität der bisherigen Person steht. Diese löst sich nicht einfach auf – als wäre die bisher gelebte und erlittene Geschichte völlig irrelevant. Für das neue Leben in der Gemeinschaft mit Gott bedarf es jedoch der Aufarbeitung jener biografischen Momente, die vor Gott nicht bestehen können. Wir sterben also in Gott hinein und erkennen im Licht der göttlichen Liebe unsere Defizite, was uns für die endzeitliche Vereinigung mit Gott disponiert.

Wie beim Endgericht so hat auch in Bezug auf das Fegefeuer das Schüren von Ängsten zur Entstellung des ursprünglichen Gedankens geführt – nämlich der heilvollen Vollendung des irdischen Lebens. Der Reinigungsgedanke wurde vom Sühnegedanken verdrängt und aus der gnadenvollen Vorbereitung für die leibhaftige Auferstehung beim Jüngsten Gericht wurde ein gnadenloser Vergeltungsprozess. Dieser zog wiederum ein Ablasswesen nach sich, das aufgrund seiner fiskalischen Instrumentalisierung in der Reformationszeit zu Recht zum Stein des Anstoßes wurde.

Übrigens wurde nicht nur der Ablass von Martin Luther verurteilt, sondern ebenso lehnte er die dahinterstehende Fegefeuerlehre ab – und damit verbunden das in katholischer Tradition nach wie vor praktizierte Messopfer für Verstorbene.

Im Ausblick auf das Eschaton gründet die christliche Glaubenshoffnung. Die „letzten Dinge“ eignen sich nicht, um Ängste zu schüren – sondern sind vielmehr Anlass für eine übergroße Vorfreude, verbunden mit der ungeduldigen Bitterkeit, mit der unsere Heilige Schrift schließt: „Amen. Komm, Herr Jesus!“ (Offb 22,20)

Bayerns ewige Geschichte von Leben, Tod und List

„Der Brandner Kaspar berührt uns bis heute“

Der Brandner Kaspar lässt den Tod alt aussehen – und berührt bis heute die Herzen. Im Interview mit *Gemeinde creativ* spricht Philipp Stölzl, Regisseur im Münchner Residenztheater, über seine aktuelle Inszenierung der bayerischen Kultgeschichte. Warum fasziniert der listige Kaspar seit Generationen? Was erzählt uns das Stück heute über Leben, Tod und die große Sehnsucht nach dem Jenseits? Stölzl gibt Einblicke in seine Regiearbeit, die Gratwanderung zwischen Humor und Tiefe – und verrät, warum der Boandlkramer auch 150 Jahre nach Franz von Kobells Erzählung noch mitten ins Leben trifft.

Gemeinde creativ: Herr Stölzl, warum faszinieren bayerische Klassiker wie der Brandner Kaspar oder der Münchner im Himmel auch heute noch ein breites Publikum?

Philipp Stölzl: Ich glaube, das hat mit unserem Bedürfnis nach „Heimat“ zu tun, eine Sehnsucht, die wir alle teilen. Es ist sowas wie ein innerer Ort, den wir immer wieder besuchen wollen.

Wir finden ihn hier in vertrauten, alten Geschichten, denen wir vielleicht schon in der Kindheit begegnet sind – oder auch in der Melodie des Dialekts. Deswegen wollen wir uns diese Geschichten immer wieder erzählen.

Wie wird in diesen Geschichten das Jenseits dargestellt – und was sagt das über die bayerische Mentalität oder das Gottesbild aus?

In Bayern ist das Katholische mit seinen frohgemuten Bildern für das Himmelreich ja allgegenwärtig, es ist einfach ein selbstverständlicher Teil unserer Lebenswelt. Insofern spiegelt der humorvoll erzählte „Weiss-Blaue Himmel“ im „Brandner“ nur diese handfeste Beziehung der Bayern mit dem Metaphysischen. Die Sicht auf den Himmel ist frech, frozeln und widerspenstig, aber dabei niemals zynisch oder gar gottlos.

Was macht den Humor solcher Stücke so wirksam – gerade wenn es um ernste Themen wie Tod und Ewigkeit geht?

Der Humor ist sicher ein Mittel, um mit unserer Endlichkeit umzugehen. Und ein ernstes Thema wird erzählbarer, wenn man es lustig erzählt. Als Theaterpraktiker kann ich sagen, dass die Mischung aus Ernst, Tragik und Humor am schwierigsten zu

kriegen ist, aber wenn es gelingt, ist es die schönste Form von Theater, weil es die Zuschauer durch die ganzen Farben der menschlichen Emotionen geleitet. Man will eigentlich immer lachen und weinen.

Erleben Sie diese Werke auch als eine Form populärer Theologie – als kulturelle Annäherung an letzte Fragen?

Absolut. Die Himmelfahrt des Brandner am Ende des Stücks ist ja ein Angebot, sich ein märchenhaftes Jenseits auszumalen. Das kann tröstlich und vielleicht auch kathartisch sein, auch wenn man nicht im klassisch-kirchlichen Sinne an Gott glaubt. In vielen Punkten ähnelt das Theater ja der Kirche. Ein Raum, wo wir uns Geschichten erzählen, die im besten Falle etwas mit unserer Seele machen und uns auf irgendeine Art weiterbringen. Und das Katholische hat dazu noch eine Menge Zauberei, Bühnenbildnerie und Illusion zu bieten, eine absolut theatralische Variante des Christentums, deswegen ist es mir – völlig unabhängig von meiner eigenen, katholischen Jugend – als Theatermacher so nah.

Was können Kirche, Medien oder Bildung aus dem Erfolg solcher Geschichten lernen, wenn es um die heutige Auseinandersetzung mit dem Jenseits geht?

Da hab ich keinen guten Ratschlag, das käme mir vermessen vor.



FOTO: DOMINIK ODENKIRCHEN

Philipp Stölzl

(*1967, München) ist Regisseur, Bühnen- und Kostümbildner. Seine Laufbahn begann als Assistent an den Münchner Kammerspielen, berühmt wurde er mit Musikvideos (u. a. für Rammstein) und Filmen („Nordwand“, „Der Medicus“). Seit Beginn der 2000er inszeniert er auch

für Bühne und Oper: u. a. beim Residenztheater München („Das Vermächtnis“, „Geschichtn vom Brandner Kaspar“), bei den Salzburger Festspielen, der Ruhrtriennale und der Staatsoper Berlin – mit markanten Bildern, musisch-poetischem Gespür und internationaler Anerkennung.

Franz von Kobell

Die G'schicht' von' Brandner-Kasper – Zusammenfassung der Originalgeschichte

Der kaschierte Kasper, ein rüstiger „Schlosser g'west“ am Tegernsee, führt ein erfülltes Leben: er schneidert, schießt, pflegt seine Familie. Traudl, seine Frau, ist verstorben, die Söhne dienen weit weg – dennoch lebt er als „fleißiger braver Mo' ... lusti' und schneidi“ und genießt das Jagen in vollen Zügen.

Eines Abends klopft jemand an seine Tür – der Tod, der „Boankramer“, eine „kalte, dürr' Gestalt.“ Kasper reagiert wie gewohnt:

„Was geit's, was willst?“

„Kasper, i' bi' der Boankramer und ho' di' frag'n woll'n, ob d' nit ebba mit mir geh' willst?“

Während der Boankramer versucht, ihn zu holen, lädt Kasper ihn auf einen „Glaasl Kersch'ngest“ und ein paar „Kirternudl“ ein – ein unerwarteter, herzlicher Akt, denn:

„... Du schaugst ja so elendi' aus und sper, daß Dir a' Glaasl g'wiß guat tho' werd' ...“

Betrunken vom Geist, spielt der Tod Karten gegen ihn. Kasper trickst ihn aus, klaut ihm heimlich den entscheidenden Gras-Ober und gewinnt:

„Wia is der Fall – wenn der Grasober in mein' Häuferl ho', so derfst ma' nimmer kemma, bis i' 90 Jahr alt bi'“

Im Tiroler Krieg sterben seine Söhne („seini Süh' ... hat's aa' d'erwischt“) – der alte Kasper wird traurig und vergeht sich in seinen Gedanken. Doch die List wird aufgedeckt, als eine Sennerinn beim Tod eintrifft und berichtet, dass der Kasper durch Karten mit dem Tod „verzählt“ hätte:

„... der Kasper hätt' amal mi'n Boankramer 'kart' und hätt' der verspielt und derfet'n der'ntweg'n vor sein' neunzigst'n Jahr nit furtnehma vo' der Welt.“

Daraufhin schickt Petrus den Boankramer erneut zum Tegernsee mit deutlicher Ansage.

Der Boankramer muss handeln: er besucht den Kasper und verkündet, dass es Zeit sei. Doch er macht ihm einen letzten Vorschlag: einmal ins Paradies zu schauen, danach müsse er zurück.

Kasper willigt ein, überzeugt von seinem Alter und Neugier:

„... i' fahr' mit und Du bringst mi' wieder her!“

In dramatischen Szenen durch Wolken und Gewitter gelangen sie zum goldenen Tor.

Dort erlebt Kasper eine herzergreifende Wiedersehensfeier mit Traudl, Toni und Girgl. Und dann kommt es zum Dialog mit dem Engel:

„Kasper, der Boankramer laßt Enk sag'n, er fahret jetz' wieder abi, ob's mitfahrts?“

„Na', lieb's Bübi ... i' bleib' da und will nix mehr wiss'n vo' der Welt d'runt' ...“

Kurz: Franz von Kobell erschafft mit seinem Kasper einen listigen, warmherzigen bayerischen Mann, der dem Tod nicht kampflös weicht. Mit einer Mischung aus Humor, Gemütlichkeit und Cleverness entführt er den Tod in ein Kartenspiel, gewinnt Zeit und schließlich einen Blick ins Paradies. Doch statt zur Erde zurückzukehren, bleibt Kasper – von der himmlischen Versöhnung



An seinem 70. Geburtstag wird der Tod (Boandlkramer) den Brandner Kasper ins Paradies holen. Der gewitzte Jäger weiß aber den ungebetenen Gast zu überlisten.

überwältigt – für immer oben. Die Geschichte endet mit dem starken Wunsch des Alten:

„... i' bleib' da und will nix mehr wiss'n vo' der Welt d'runt' ...“ (hb)

QUELLEN UND KONTEXT:

Franz von Kobell veröffentlichte diese Erzählung 1871 in den „Fliegenden Blättern“. Sie gilt als Paradebeispiel oberbayerischer Mundart-Literatur und wurde mehrfach als Theaterstück und Film adaptiert – u. a. vom Boandlkramer-Drama (1949) und der Bühnenfassung Kurt Wilhelms (1975).

FOTO: ALAMY

Wie man über die Letzten Dinge ins Gespräch kommen kann

Über das zu sprechen, was uns nach dem Tod erwartet, gehört zu den zentralen Aufgaben der Glaubensverkündigung. Während man dies in früheren Zeiten ganz selbstverständlich – oft auch in problematischen Bildern – getan hat, ist darüber heute in der Kirche ein großes Schweigen eingekehrt.

Von Daniel Lerch

Domvikar und Pfarrer der Stadtpfarrkirche Heilig Geist in München

Seit etwa fünfzig Jahren hört man kaum noch Vorträge zu diesem Thema und in Predigten wird es nahezu ausgespart. Es scheint, als wüssten selbst Theologinnen und Theologen nichts Genaueres, als ob Priester nicht mehr daran glaubten oder sich gar schämten für Bilder und Vorstellungen, die einst mit großem Ernst verkündet wurden.

Doch trotz dieses Schweigens sind bei den Menschen die alten Fragen geblieben: Wohin gehe ich, wenn ich sterbe? Was wird dann sein? Werden meine Taten auf dieser Erde einmal gewürdigt, gesühnt, vielleicht sogar gerichtet? Und was ist mit all den Menschen, die mir vorausgegangen sind – kann ich für sie noch etwas tun, durch mein Beten, mein Erinnern und meine Liebe, die nicht einfach aufhört?

ANTWORTEN UND HOFFNUNGEN

Wo Fragen sind, werden Antworten gesucht. Und wenn die Kirche sie nicht mehr gibt, sucht man sie eben anderswo: In esoterischen Konzepten, bei fernöstlichen Religionen oder in einem oft verschwommenen Glauben an die Reinkarnation. Nicht selten bleiben nur vage Hoffnungen, die wenig tragen.

Gerade deshalb ist es heute wichtiger denn je, neue Wege zu finden, um über das zu sprechen, was die christliche Tradition die „Letzten Dinge“ nennt: Tod, Gericht, Himmel, Hölle und Fegefeuer. Die Münchner Stadtpfarrei Heilig Geist am Viktualienmarkt hat dafür bewusst den Weg

über die bildende Kunst gewählt – einen Weg, der tief in der Geschichte der Kirche verwurzelt ist und sich zugleich als besonders zeitgemäß erweist.

KUNST ALS TÜRÖFFNER

Denn die Kirche hat von Anfang an nicht nur durch das Wort evangelisiert, sondern auch durch Kunst. Man denke an die Malereien der römischen Katakomben (ab dem 2. Jahrhundert), die Szenen wie den Guten Hirten, Daniel in der Löwengrube oder Jona im Bauch des Fisches zeigen. Solche Bilder brachten etwas Wesentliches von der Hoffnung auf die Auferstehung zum Ausdruck – oft für Menschen, die nicht lesen konnten. Fisch- und Anker-Symbole, das Christusmonogramm oder die betenden Oranten sind frühe Zeichen eines Glaubens, der Herz, Verstand und Sinne gleichermaßen anspricht. Kunst macht das Unsichtbare sichtbar, das Unvorstellbare greifbar, das Unergründliche wenigstens ahnend erfahrbar.

Gerade in unserer Zeit, in der traditionelle Glaubensbegriffe den meisten Menschen fremd geworden sind, kann Kunst ein behutsamer Türöffner sein. Sie zwingt niemanden zu einem Bekenntnis, erlaubt aber Fragen. Sie lädt ein zum Staunen, Betrachten, vielleicht auch zum Widerspruch. Wo Worte schnell belehren oder abwehren, öffnet ein Bild Freiräume. Es bietet Raum zum Verweilen, zum stillen Nachdenken, zum ganz persönlichen Deuten. Gerade beim Thema Tod und Ewigkeit vermag Kunst oft mehr zu berühren, als es rationale Argumente könnten, und sie schenkt eine neue Offenheit für die Antworten, die der christliche Glaube gibt.

In der Münchner Heilig-Geist-Kirche findet sich im Chorscheitel eine große Kreuzigungsdarstellung, die dem Konstanzer Maler Johann Christoph Storer (1620–1671) zugeschrieben wird. Das Bild wurde im Laufe der Zeit mehrfach überarbeitet und im unteren Teil um eine Szene mit den Armen Seelen im Fegefeuer ergänzt, die jedoch im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Zurück blieb ein leerer Stuckrahmen – eine sichtbare Lücke, die buchstäblich nach einer neuen Deutung verlangte.

Diese hat nun die Münchner Künstlerin Brigitte Stenzel geschaffen. Bekannt ist sie durch Werke im Freisinger Diözesanmuseum sowie durch ihr Altarbild „Maria“ (2018) in der Kapelle des Erzbischöflichen Palais in München, das die Verkündigungsszene einfängt. Ihr neues Gemälde „Purgatorium“, seit Aschermittwoch 2025 an Ort und Stelle zu sehen, deutet das Fegefeuer nicht als Strafort, sondern als Prozess der Reinigung und Selbsterkenntnis.

ZWISCHEN BETEN UND BETRACHTEN

Eine begleitende Predigtreihe in der Fastenzeit unter dem Titel „Himmel, Hölle, Fegefeuer. Was erwartet uns nach dem Tod?“ führte die Gemeinde theologisch und seelsorglich in das Thema ein. Viele spürten dabei neu, wie sehr solche Fragen letztlich alle betreffen – auch wenn man ihnen oft ausweicht. Zahlreiche Besucherinnen und Besucher kamen eigens, um das neue Bild zu betrachten und sich damit auseinanderzusetzen. Einige suchten anschließend das Gespräch mit Seelsorgern oder vertrauten eigene Verlusterfahrungen und Hoffnungen an.

Stenzels Bild verzichtet bewusst auf die bekannten Flammen oder aufschreienden Gestalten. Stattdessen nimmt sie das „Purgatorium“ ernst als Reinigungsbad. Man sieht stille Figuren im Wasser, eine nebelverhangene Uferlandschaft, ein intensi-



Brigitte Stenzel, Purgatorium, 2024. Öl auf Leinwand, 140x190 cm.

ves Spiel von Licht und Spiegelungen. Die Menschen sind nackt und ungeschützt. Sie müssen nichts mehr verhüllen. Eine Gestalt blickt ins Wasser, nicht eitel wie Narziss, sondern schmerzlich offen für die Wahrheit über sich selbst. Es ist das delphische „Erkenne dich selbst“ in einer radikalen, existenziellen Dimension. Reinigung geschieht hier im Inneren, in einem stillen Prozess, der weder von äußeren Flammen noch von schrillen Schreien begleitet wird.

WIRKUNG UND DIALOG

Die Wirkung dieses Bildes ist spürbar. Die Reaktionen reichen von tiefer Begeisterung bis zu scharfer Ablehnung – und gerade das zeigt seine Kraft. „Das Bild gefällt mir nicht. Ich finde nackte Figuren in einer Kirche unpassend. Aber ich habe zum ersten Mal seit Jahren wieder eine Kerze für

meine verstorbene Oma angezündet“, sagte eine Besucherin. Andere bleiben lange vor dem Bild stehen, falten die Hände, beten oder betrachten es still und nachdenklich. Damit hat dieses Kunstwerk etwas bewirkt, das Worte oft nicht erreichen: Es hat das Herz berührt, zum Nachdenken angeregt und ein Gespräch neu eröffnet.

Gerade darin zeigt sich, warum die bildende Kunst heute ein so wertvolles Instrument ist, um über die Letzten Dinge ins Gespräch zu kommen. Sie wirkt offen, vieldeutig, sensibel. Sie lässt Raum für Zweifel und Staunen, für ganz persönliche Deutungen und Fragen. Sie spricht an, wo rationale Argumente oft ins Leere laufen, weil sie eine tiefere Schicht berührt – die Sehnsucht nach Sinn, nach Versöhnung, nach einem guten Ende.

Besonders eindrucksvoll ist auch der Zusammenhang zur Taufe. Die neue Taufkapelle wurde bewusst in unmittelbarer Nähe des „Purgatoriums“ geplant. Zwischen dem Bad der Taufe und dem Reinigungsbad des Purgatoriums ist das ganze Leben von Christinnen und Christen aufgespannt. So entsteht ein stiller, kraftvoller Dialog dieser beiden Orte, der uns einlädt, über Anfang und Ziel unseres Lebens neu nachzudenken – und im Gebet für die Lebenden wie für die Verstorbenen einzutreten.

Die Gemeinde hat mit diesem Projekt nicht nur ein Kunstwerk erhalten, sondern zugleich eine Form moderner Verkündigung gefunden. Kunst schafft hier einen seelsorglichen Raum, der zum Verweilen und zur Zwiesprache mit Gott einlädt. Oder, um es mit Joseph Beuys zu sagen: „Kunst ist Verkündigung.“

Was Himmel und Erde zusammenhält

Halbierung des Liebens



FOTO: SVETLANA / ADOBE STOCK

In Werken der Liebe und der Barmherzigkeit werden Himmel und Erde zusammengehalten. Aber nicht, um in den Himmel zu kommen, wie früher gelehrt, sondern den Himmel auf Erden erfahrbar zu machen.

Was bedeutet es, Gott und den Nächsten zu lieben – hier und heute? Eine Erinnerung an den alten Katechismus entfaltet ein Plädoyer für eine ungeteilte Liebe, die Himmel und Erde zusammenhält.

Von Paul M. Zulehner

Professor em. für Pastoraltheologie

Gerade war ich eingeschult worden. Da erhielt ich meinen ersten schulischen Religionsunterricht. Wir lernten nach dem damaligen „Kleinen Katechismus des katholischen Glaubens“. Dieser bestand aus Fragen und Antworten. Wir mussten diese als Kinder auswendig lernen. Also nicht mit dem Herzen, mit dem allein man gut sieht; nicht par cœur, wie die Französinen und Franzosen sich weise ausdrücken.

Die erste Frage lautete: „Wozu sind wir auf Erden?“ Eine lebensklug-

ge und spirituell tiefreichende Frage, die letztlich auch heute niemanden kaltlässt. Und wir Kinder sagten im Chor auf: „Wir sind auf Erden, 1) um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen 2) und dadurch in den Himmel zu kommen.“

EINSEITIGE ANTWORT?

Diese Katechismuslehre enthält fraglos viel Wichtiges. Sie schwingt mit der Ahnung des Kirchenlehrers Augustinus zusammen, dass unser Herz nicht in dieser Welt, sondern erst in Gott zur Ruhe kommt. Die Tempelsänger in Israel besangen in ihren Liedern, dass unsere Seele nach Gott

dürstet wie dürres und lechzendes Land ohne Wasser (Psalm 63). Vielleicht haben wir alle einen Migrationshintergrund, weil wir Paradiesesvertriebene sind und eine Sehnsucht nach dieser eigentlichen Heimat haben, die im Himmel ist (Phil 3,20).

Gefragt nach dem größten Gebot in Israel, antwortet daher Jesus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot.“ Dann aber fügt er nahtlos an: „Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,36–38) Jesus erkannte offenbar: Entweder bist du ein liebender Mensch – dann liebst du sowohl Gott als auch die Nächsten aus ganzem Herzen. Denn du kannst nicht halbiert lieben. Wer den Nächsten nicht liebt, ist keine Liebende,

kein Liebender und liebt folglich auch Gott nicht (1 Joh 4,20).

So gesehen ist die Antwort auf die Frage, wozu wir auf Erden sind, zwar richtig, aber nur halb. Diese Halbheit des Katechismus meiner Kindheit zieht sich in den zweiten Antwortteil durch: „um in den Himmel zu kommen“. Jesuanischer wäre: Wir sind auch auf Erden, um unteilbar Gott und den Nächsten zu lieben. Immer. Jetzt und einst. Dann sind wir auch jetzt schon im Himmel.

CHRISTENTUM ALS EVAKUIERUNG?

Das Christentum hat für diese Halbierung des Liebenden einen hohen Preis bezahlt. Karl Marx hat ihm vorgeworfen, mit seiner Lehre die gläubigen Menschen daran zu hindern, gegen das Unrecht aufzutreten, das insbesondere in der jungen Industrie Arbeitende erlitten. In ihrem Elend habe man die Menschen gleichsam durch das Opiat der Religion ruhiggestellt und ihren Willen für einen Kampf um eine gerechtere Welt verträumt gebrochen. Marx hätte, vertraut mit der jüdischen Tradition, vielleicht die Katechismusantwort umformuliert: Wir sind auf Erden, damit die Welt gerechter wird, menschlicher also. Genau dazu müsste Gottesliebe anstacheln.

DIE GROSSE UMKEHRUNG

Während meines Theologiestudiums fiel mir eine Kunstkarte in die Hände. Darauf stand ein Spruch des Aachener Bischofs Klaus Hemmerle (1929–1994): „Wir Christinnen und Christen sind nicht auf Erden, um einst in den Himmel zu kommen, sondern dass der Himmel schon jetzt zu uns kommt.“ Diese Aussage ließ mich einen Gott errahnen, der nicht nur um unser ewiges Heil besorgt ist, sondern ebenso um seine Welt, der er – wie einst Israel (Joël 2,18) – leidenschaftlich zugetan ist. Sie liegt ihm buchstäblich so sehr am Herzen, dass er sich in Jesus von Nazaret, einer von uns werdend, einmischte.

Genau das betrachtete Jesus als seine Mission: das Reich der Himmel, das Reich Gottes, sollte auf die Erde kommen. Gott ernst zu nehmen hieße, für eine reich-gottes-förmige Welt zu kämpfen. Deshalb lehrte Je-

sus seine Jünger auch nicht zu beten: Lass uns in Gottes Reich kommen, sondern: „Dein Reich komme“. In Spuren wenigstens, ansatzhaft.

In der Liturgie des Christkönigs-fests wird dieses Reich Gottes besungen als „das Reich der Wahrheit und des Lebens, das Reich der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens“. Das sind alles Himmelsgeschenke an die Menschenwelt – „wie im Himmel, so auf Erden“.

Als mich einmal Abiturientinnen im Radiokulturhaus in Wien fragten: „Wozu brauchen Sie Gott?“, antwortete ich kurzerhand: „Ich brauche Gott nicht. Er ist zu nichts zu gebrauchen!“ Gott lässt sich nicht auf den Nutzen für uns reduzieren, so sehr wir gerade heute danach fragen und dazu aufwändige Forschungen leisten. Es ist mit Gott wie mit der Rose: *A rose is a rose is a rose* (Gertrude Stein, Emily). Gott ist einfach dazu da, ihn mit dankbarem Herzen zu bestaunen oder stumm im unermesslichen Leid zu ertragen.

Vielleicht versteckt sich Gott heute, da uns die altehrwürdigen Bilder abhandengekommen sind, in *great love and great suffering* – in großer Liebe und großem Leid (Richard Rohr) – oder in den russischen Soldaten im sinnlosen Ukrainekrieg, wie Rabbi Jonathan Wittenberg aus London vermutete. Natürlich bleibt die dunkle Frage, die Jesus am Kreuz herauschrie: Gott, warum hast du mich verlassen? Das war für ihn – wie einst schon Ijob – aber kein Grund, von seinem Gott abzulassen.

Ist das einmal gesagt, dann gibt es sichtlich doch manches, was den Reich-Gottes-Sucherinnen und -Suchern dazugegeben, ja geradezu „nachgeworfen“ wird: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33). Hier zwei Beispiele, ein persönliches und ein politisches.

POLITISCH

Den Kirchen, die Jesus nachspüren, damit es auch heute in der Welt reich-gottes-förmiger zugeht, werfen derzeit manche vor, sie würden nicht mehr ihr Kerngeschäft betreiben, sondern sich vielmehr ins Politische verirren. Dabei wird zu-

meist nicht abgeklärt, was jeweils „politisch“ meint. Für mich bedeutet politisch: sich stark machen für das Gemeinwohl – lokal wie global. Deshalb stehe ich auf für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Solche Politik ist mehr als Parteipolitik.

Gerade die Religionen tragen dazu bei, wie die großen Schreiben des Jahrhundertpapstes Franziskus über den Klimanotstand (*Laudato si*, 2015) und die entgrenzte Solidarität (*Fratelli tutti*, 2020) zeigen. Die Kirchen sind keine politischen Parteien, aber politisch parteilich. Warum sonst erzählt die Gründungsgeschichte Israels, dass ein hochpolitischer Gott Auge und Ohr ist für das Leid der Unterdrückten (Ex 3,7–10)?

VOLL ERBARMEN

Viel „nachgeworfen“ wird den Liebenden. Ihnen hat der Jesuit Roman Bleistein ins Stammbuch geschrieben: „Wer liebt, sucht im Letzten einen Gott, der ihn so erfüllt, dass weder Maß noch Grenze vorhanden sind: also Ewigkeit, Unendlichkeit. Welcher Mensch kann dafür einstehen? Die erste Tugend der Liebe heißt Erbarmen. In ihm verberge ich dem anderen, dass er mein Gott nicht sein kann.“

Geschenkt: Manche Paare unterfordern einander in der Liebe. Aber könnte es nicht öfter vorkommen, als wir wahrnehmen, dass Liebende einander überfordern? Weil sie die unstillbare Herzenssehnsucht nach Gott – in einer Kultur, die im Lärm der Welt derart gotttaub geworden ist, dass sie die leise Musik Gottes nicht mehr hört (Benedikt XVI., 2008) – nicht mehr auf Gott richten, sondern auf den geliebten Menschen? Erbarmungslos, wie der Jesuit Bleistein befürchtet?

Es gilt also auch und gerade in der Liebe, Himmel und Erde, das maßlos Göttliche und das maßvoll Menschliche zusammenzuhalten. Wer sein Herz an Gott und dessen maßlose Sehnsucht festmacht, kann vielleicht eher den Menschen neben sich respektvoll lieben – mit dessen Halbheiten, seinem redlichen Bemühen, seiner Schuld, in einer unaufbrauchbaren Bereitschaft zur Versöhnung. Und das alles, weil er, weil sie nicht „mein Gott“ sein muss.

Architektur – Kunst – Liturgie

Warum wir Christen Kirchen bauen

Warum bauen Christinnen und Christen Kirchen? Die Entwicklung des Sakralbaus erzählt von sich wandelnden Vorstellungen vom Jenseits – vom Himmlischen Jerusalem bis zum modernen Gottesdienstraum. Architektur, Kunst und Liturgie führen dabei immer wieder neu in die Tiefe des Glaubens.

Von Alois Brunner

Kunstreferent im Bistum Passau

Kirchtürme prägen die Landschaft im Bistum Passau. Ihre Vielzahl wirft die Frage auf: Warum bauen Christinnen und Christen Kirchen? Die Geschichte des Kirchenbaus ist auch eine Geschichte wechselnder Gottesbilder und liturgischer Erneuerung. Kirchen waren stets mehr als nur Versammlungsorte. Sie sind Zeichen des Glaubens und Spiegel theologischer Entwicklungen.

Das Christentum kennt keine Tieropfer, da Christus selbst sich für die Sünden der Menschen geopfert hat. Christinnen und Christen brauchen demnach auch keine Brandopferstätte, sondern versammeln sich seit der frühchristlichen Zeit um einen Altar, um Eucharistie zu feiern. Fanden diese Versammlungen zunächst in Privathäusern statt, wurden bereits vor der konstantinischen Wende eigene Versammlungsräume gebaut, die mit einem Altar ausgestattet waren. Neuere Forschungen belegen, dass diese Räume gezielt für den Gottesdienst errichtet wurden.

Mit der Einführung des Staatskirchentums und der freien christlichen Religionsausübung wurden bald größere Versammlungsstätten notwendig. Die Kirche griff dabei ohne Vorbehalte auf profane Bauformen zurück – auf die römische Basilika mit ihrem hohen Mittelschiff, den Seitenschiffen und der Apsis, in der der

Richter- oder Herrscherstuhl stand. Diese Form wurde übernommen und umgedeutet: Der Altar rückte in den Fokus und die Apsis wurde mit Mosaiken geschmückt, die Christus als Pantokrator oder den Guten Hirten zeigten. Diese Basilikaform blieb bis ins 19. Jahrhundert prägend und ist bis heute identitätsstiftend.

Seit der Gestaltung der frühchristlichen Basiliken mit christlichen Motiven gilt bis in die Gegenwart, dass die Kirche die Unterstützung der Künste sucht, um liturgische Orte „wahrhaft würdig und schön“ zu gestalten, als „Zeichen und Symbole höherer Wirklichkeiten“ (Grundordnung des Römischen Messbuchs).

Die früheste bekannte, wenn auch stark veränderte christliche Basilika ist San Giovanni in Laterano, die erste von Kaiser Konstantin 312 gestiftete Kirche und bis heute Kathedrale des Papstes.

ROMANIK UND GOTIK: KIRCHEN FÜR DAS HIMMLISCHE JERUSALEM

Nachdem Mitteleuropa christianisiert war, entstanden in der karolingischen und ottonischen Zeit schlichte Steinbauten mit kleinen Fenstern. Mit der Romanik kamen gemauerte Gewölbe auf, die aus bautechnischen Gründen auf massiven Mauern ruhten. Die Kirchen wirkten gedungen und dunkel. In dieser Zeit entstanden die ersten monumentalen Radleuchter, die in symbolischer

Form das Himmlische Jerusalem darstellen – gemäß der Offenbarung des Johannes. Türme und Tore, meist von Propheten und Aposteln besetzt, bilden die Stadtmauer. Die Zahl Zwölf (Türme) und deren Vielfache entsprechen der Zahlensymbolik der Apokalypse.

Mit zunehmendem Fortschritt der Bautechnik öffnete sich der Raum: In der französischen Hochgotik blieben fast nur noch Pfeiler als statisches Tragwerk übrig. Die gotischen Kathedralen mit ihren farbigen Fenstern und lichtdurchfluteten Räumen verkörpern das Paradies auf Erden. Für die in der Apokalypse beschriebenen Edelsteine stehen die farbigen Glasfenster – etwa im Regensburger Dom, die bei Sonnenschein geradezu zu leuchten beginnen. So sollte den Menschen erfahrbar gemacht werden, was es bedeutet, in den Himmel zu kommen.

Die gotische Kirche wurde zur begehren Theologie, zur Vision des Himmlischen Jerusalem. Der Raum selbst predigt von der Verheißung des ewigen Lebens. Zwischen dem 12. und frühen 16. Jahrhundert entstand eine erstaunlich große Zahl gotischer Kirchen in Mitteleuropa, darunter viele spätgotische Bauten im Bistum Passau.

BAROCK: DAS PARADIES ALS FESTSAAL

Mit dem Beginn der Neuzeit wurde der Bau großer gotischer Kirchen eingestellt. Neue Erkenntnisse in der Astronomie veränderten das Weltbild: Die Erde kreist um die Sonne, das All ist unvorstellbar weit. Die künstlerischen Darstellungen des Himmlischen Jerusalem verschwinden, der Himmel wird nun als Wolkenhimmel



FOTO: DIOZESE PASSAU / ALEXANDER WOLTON

Viele Beispiele belegen, dass historische Räume moderne Kunst überzeugend integrieren können – hier im Altarraum von St. Paul, Passau.

gezeigt – mit Engeln, die durch ein Lichtloch auf die Erde kommen.

Dennoch vermitteln die Barockkirchen einen Eindruck des Paradieses – nun in einem übertragenen Sinn: Sie sind als Festsäle für die Liturgie gestaltet und vermitteln mit Stuck, Farben, Figuren und Gold einen transzendenten Blick in den Himmel.

Barocke Kirchenräume wurden zentriert auf den Hochaltar konzipiert, auf dessen Altartisch die Eucharistie gefeiert wurde, sichtbar für die Gläubigen. Die Lettner (*Trennungen von Chorraum und Kirchenraum, Anm. der Red.*) wurden entfernt und durch Kommuniongitter ersetzt. Es entstanden Wandpfeilerkirchen ohne störende Pfeiler im Innenraum. So wurde eine neue Raumwahrnehmung möglich. In der Passauer Studienkirche ist dieser Kirchenraumtypus idealtypisch verwirklicht: freier Blick auf Kanzel und Altar.

Diese im Geiste des Trienter Konzils entstandenen Räume blieben in ihrer theologischen Konzeption nahezu 400 Jahre prägend – bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil.

DAS ZWEITE VATIKANUM UND DER MODERNE KIRCHENBAU

Mit der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils erhielt der Kirchenraum, insbesondere der Al-

tar, eine veränderte Funktion. Die „Wegekirche“, ausgerichtet auf den Hochaltar, wurde verlassen. Neue Grundrissformen hielten Einzug: runde Zentralräume, Oktogone, Ellipsen. Der Altar wird so im Raum errichtet, dass die Gottesdienste „versus populum“, also zum Volk hin, gefeiert werden können.

Die historischen Kirchen mit einem zusätzlichen Altar samt Ambo auszustatten, war und ist eine große Herausforderung. Einerseits gilt es, im vorhandenen Altarraum Platz zu schaffen, andererseits stellt sich die Frage nach der ästhetischen Gestaltung der neuen liturgischen Orte. Häufig wurden diese als Stilkopien gebaut – als historisierende Holzkisten, die neben einem prachtvoll gestalteten Hochaltar schwer bestehen können.

Deshalb wurden diese Lösungen zunehmend durch Neugestaltungen ersetzt, die künstlerische Handschriften der Gegenwart zeigen. Viele Beispiele belegen, dass historische Räume moderne Kunst überzeugend integrieren können. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Kunst in der Kirche vornehmlich Dienerin der Liturgie ist, die die Gläubigen zu Christus führt – dem, den der konsekrierte Altar verkörpert. Die Kirche St. Paul in Passau ist ein gelungenes Beispiel für diese Entwicklung.

SCHLICHTHEIT UND SYMBOLKRAFT IN DER GEGENWART

Den Kirchen der Gegenwart wird gelegentlich vorgeworfen, sie seien kahl und nüchtern. Doch in einer von visuellen Medien überfluteten Zeit kann gerade die Schlichtheit solcher Räume wohltuend wirken und dazu beitragen, dass sich der Mensch auf das Wesentliche konzentriert: auf die Feier der Eucharistie, auf die Gegenwart Christi.

Moderne Kirchen suchen die Transzendenz nicht durch ästhetische Überfülle, sondern durch Reduktion. Licht, Material, Akustik und Proportion treten an die Stelle von Bildfülle und Goldglanz. Die Architektur selbst wird zur spirituellen Erfahrung.

So betet der Priester in der Präfation am Hochfest Allerheiligen: „Denn heute schauen wir deine heilige Stadt, unsere Heimat, das himmlische Jerusalem. Dort loben dich auf ewig die verherrlichten Glieder der Kirche, unsere Brüder und Schwestern, die schon zur Vollendung gelangt sind. Dorthin pilgern auch wir im Glauben, ermutigt durch ihre Fürsprache und ihr Beispiel, und gehen freudig dem Ziel der Verheißung entgegen.“ Und darum bauen Christinnen und Christen bis heute Kirchen.

So schlecht wie sein Ruf?

Das Ablasswesen

Ablässe haben einen richtig schlechten Ruf, bedeuten sie doch für viele Menschen, dass die katholische Kirche den Menschen das Himmelreich für Geld angeboten hat. Aber stimmt das wirklich? Bevor wir einen Blick zurückwerfen, müssen kurz die Basics geklärt werden.

Von Christine Laudage

Historikerin, Journalistin und Autorin

Der Ablass ist ein Nachlass der in der Beichte auferlegten Bußstrafen. Sie sind notwendig, um Gott Genugtuung anzubieten für die Sünden, die man begangen hat. Mit dem Aufkommen des Konzepts des Fegefeuers im 12. Jahrhundert waren sich die Menschen sicher, dass sie die nicht abgetragenen Bußstrafen im Fegefeuer ablösen mussten, bevor sie in die Ewige Herrlichkeit eingehen konnten. Da sie aber nicht genau wussten, wie Gott die Sünden und die anfallenden Bußstrafen berechnen würde, fühlten sie sich auf der sicheren Seite, wenn sie beides möglichst hoch ansetzten. Hier kamen die Ablässe ins Spiel.

VON BETTELORDEN UND BAUPROJEKTEN

Die Dominikaner und Franziskaner brachten das Ablasswesen zu Beginn des 13. Jahrhunderts nach Deutschland. Die beiden gerade gegründeten Bettelorden sollten die Pastoralreform des IV. Laterankonzils (1215) umsetzen, doch war ihre Lebensweise zunächst noch für die Menschen ungewohnt. Daher setzten die Päpste auf Ablässe, die damals ebenso neu und aufregend waren wie die Bettelorden mit ihrer Seelsorge. Diese Strategie ging auf. Etwa gleichzeitig wurden Ablässe auch zur Finanzierung des Kirchenbaus eingesetzt. Der Bau des Kölner Doms beispielsweise ist bis in das 16. Jahrhundert ausschließlich durch Spenden der Menschen finanziert worden, für die die Ablässe ein Anreiz waren.

ABLÄSSE ALS TEIL DER ALLTAGSFRÖMMIGKEIT

Die Ablässe wurden so innerhalb kurzer Zeit zu einem festen Bestandteil des kirchlichen Lebens. Sie boten den Menschen die Möglichkeit, mit jedem Werk der Barmherzigkeit nicht nur dem Nächsten zu helfen, sondern auch sich selbst. Die Ablässe wurden auch von Bischöfen und Päpsten mit Werken der Frömmigkeit verbunden, wie Gebete oder Wallfahrten. Es dauerte nicht lange, bis im Laufe des 13. Jahrhunderts die Menschen in jeder Kirche an bestimmten Festtagen wie den Herren- und Marienfesten für in der Regel kleinere Werke der Nächstenliebe einen Nachlass ihrer Sündenstrafen bekamen.

Fronleichnam zum Beispiel wäre eine vielleicht untergegangene Initiative aus dem heutigen Belgien geblieben, wenn sie nicht schon früh mit Ablässen verbunden worden wäre. Das Must-have für jede Kirche war Ende des 13. Jahrhunderts ein großformatiger, verzierter Sammelablass, ausgestellt von mehreren Bischöfen. Sie nahmen Fronleichnam als Gewinnungstag für den Ablass auf.

VON SPENDENQUITTUNGEN UND PLENARABLÄSSEN

Kommt es heute zu einer großen Naturkatastrophe, dann folgen Spendenaufrufe und Spendengalas im Fernsehen. Wir bekommen dann eine Spendenquittung für das Finanzamt, im Mittelalter erhielten die Menschen einen Ablass.

Für solche Werke der Barmherzigkeit oder der Frömmigkeit stellten Päpste und Bischöfe in der Regel

einen Ablass aus, der allerdings nur einen Teil der auferlegten Bußstrafen wegnahm. Nur der Papst allein durfte und darf einen vollständigen Nachlass aller Bußstrafen vergeben, den sogenannten Plenarablass. Zunächst geschah das Ende des 11. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den Kreuzzügen. 1300 gewährte Papst Bonifaz VIII. auf Druck der Pilger in Rom den ersten Jubiläumsablass, der fortan alle hundert Jahre mit einem Heiligen Jahr gefeiert werden sollte. Das erste Jubiläumsjahr war ein enormer Erfolg – für den Papst, die Pilger und die Stadt Rom, die finanziell von den anwesenden Pilgerinnen und Pilgern profitierte.

Weil das erste Jubiläumsjahr ein solcher Erfolg war, blieb es nicht aus, dass die Abstände zwischen den Heiligen Jahren immer kürzer wurden; seit 1475 beträgt der Abstand 25 Jahre. Die Begründung: Jede Generation sollte einmal die Möglichkeit haben, den Jubiläumsablass zu erhalten.

ABLASSKAMPAGNEN UND KRITIK

Schon 1350 wurde an den Papst die Bitte herangetragen, das Jubeljahr vor Ort feiern zu können. Damals kamen nur die Mallorquinerinnen und Mallorquiner in den Genuss eines solchen Privilegs, doch das Große Abendländische Schisma (1378–1415) eröffnete den Menschen in dieser Hinsicht völlig neue Möglichkeiten.

Papst Bonifaz IX. (1389–1404) in Rom füllte die leeren päpstlichen Kassen, indem er im großen Stil große Gnaden wie den Jubiläumsablass oder einen anderen Plenarablass gegen Geld vergab. Der positive Effekt: Rom war so in den verschiedenen Regionen präsent, wenn das Jubiläumsjahr vor Ort nachgefeiert werden konnte. Der negative Effekt: Damit begann eine Inflation der Gnaden.

Der französische Domdekan Raimund Peraudi (1435–1505) op-

timierte für Rom dieses System in den 1470er-Jahren. Er entwickelte die sogenannten Ablasskampagnen mit einer eigenen Liturgie, die an jedem Ort in gleicher Weise stattfand. Was er den Menschen an Gnaden anbieten konnte, war eine Art Vollkaskoversicherung für das Jenseits. Jede Eventualität war abgedeckt. Es gab einen Jubiläumsablass für das Hier und Jetzt, der einen Neuanfang vor Gott ermöglichte. Wer wollte, konnte einen Beichtbrief mit Ablass für die Todesstunde bekommen. Auch an die Verstorbenen war gedacht: Es gab zum ersten Mal offiziell von päpstlicher Seite einen Ablass für die Verstorbenen. Auf diesen bezog sich der heute noch bekannte Reim: Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.

REFORMVERSUCHE UND NEUBEWERTUNG

Die Päpste setzten diese Ablasskampagnen für verschiedene Anlässe ein, etwa für Kreuzzüge oder zur Verkündigung des Jubiläumjahres. Doch gerieten sie bei allem Erfolg nach einiger Zeit in die Kritik, bis der Wittenberger Mönch und Theologieprofessor Martin Luther zum Generalangriff gegen das System Ablass ansetzte.

Tatsächlich änderte sich auch in katholischen Kreisen die Frömmigkeit, und für etwa 50 Jahre waren Ablässe verpönt, bis sie dann gegen Ende des 16. Jahrhunderts in anderer Form wieder Eingang in die Volksfrömmigkeit fanden. Auf dem Trienter Konzil (1545 bis 1563) rangen die Konzilsväter um eine Reform der Kirche. Dabei verboten sie ein für alle Mal, dass man einen Ablass für Geld erlangen kann. Ablässe blieben präsent, jedoch nur in Verbindung mit Werken der Frömmigkeit.

Bis in das 20. Jahrhundert blieben die Ablässe ein wesentlicher Teil der Frömmigkeit. Wie schon im Mittelalter rechneten die Menschen aus, wie nah sie ihrem Seelenheil gekommen waren. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bestätigte Papst Paul VI. 1967 die gültige

Ablasselehre, doch war nach seiner Meinung das kleinteilige Rechnen und ständige Ansparen von gewonnenen Ablasszeiten nicht mehr zeitgemäß. Heute ist der Ablass für die praktische Frömmigkeit kaum noch wichtig, vielleicht mit Ausnahme der Heiligen Jahre in Rom.



FOTO: TAUAV / ADOBE STOCK

Das Ablasswesen spielt heutzutage kaum mehr eine Rolle. Ausnahme ist beispielsweise das Heilige Jahr in Rom alle 25 Jahre. Pilger strömen dann durch die Heilige Pforte in Rom, um den Jubiläumsablass zu empfangen.

Apokalyptische Texte in der Bibel

Unbändige Sehnsucht nach Veränderung

Apokalyptische Texte in der Bibel erzählen von Gewalt, Unterdrückung und Endzeitkämpfen – und eröffnen zugleich Visionen eines heilen Miteinanders. Was diese Texte damals wie heute bedeuten können.

Von Sabine Bieberstein

Professorin für Neues Testament und Biblische Didaktik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Wie geht es Ihnen, wenn Sie an das Zeitgeschehen mit all den Krisen und Kriegen und der nicht enden wollenden Gewalt denken, die nichts als Tod und Zerstörung bringt und verletzt, zerbrochene, traumatisierte oder auch radikalisierte Menschen hinterlässt? Oder wenn Sie an die Klimakatastrophe denken und sehen, dass sich viel zu wenig ändert, um die Katastrophe noch abzuwenden? Oder wenn Sie an all die schreienden Ungerechtigkeiten denken, an Fake News, Manipulation und Unvernunft, an Hass und Menschenverachtung im Netz, an skrupellose Machthaber, die dabei sind, die Welt in den Abgrund zu reißen? Beschleicht Sie angesichts all dessen bisweilen die Sehnsucht danach, dass jemand all dem Einhalt gebieten und die Welt neu sortieren möge, damit alles neu und gut werden kann?

APOKALYPTISCHE SCHRIFTEN INNERHALB UND AUSSERHALB DER BIBEL

Mit einer solchen Sehnsucht wären Sie nicht weit weg vom apokalyptischen Denken, das in biblischen und außerbiblischen jüdischen Texten seinen Niederschlag gefunden hat. Seit etwa 200 v. Chr. sind solche apokalyptischen Schriften entstan-

den, zum Beispiel Texte, die heute im äthiopischen Henochbuch erhalten sind (äthHen), ein Baruchbuch, das heute in einer syrischen Übersetzung vorliegt (syrBar), das Vierte Buch Esra oder das Buch der Jubiläen. Eingang in den alttestamentlichen Kanon hat allerdings nur das Buch Daniel als apokalyptische Schrift gefunden. Doch gibt es apokalyptisch geprägte Abschnitte auch in anderen biblischen Büchern wie Jesaja, Ezechiel und Sacharja und natürlich im Neuen Testament. Hier ist vermutlich die Offenbarung des Johannes die bekannteste Schrift, die ihren Platz am Schluss des neutestamentlichen Kanons gefunden hat. Doch auch die Evangelien enthalten apokalyptische Abschnitte wie beispielsweise die Endzeitrede Jesu (Mk 13).

WIE KOMMT ES ZU APOKALYPTISCHER LITERATUR?

Auslöser für diese Art der Literaturproduktion waren nicht einfach Neugier oder Spekulationen um die Zukunft. Vielmehr wurde die eigene Gegenwart als so gewaltvoll und aussichtslos erfahren, dass eine Wende nur noch von Gott selbst erwartet werden konnte.

Bedeutsame Wurzeln apokalyptischer Literatur liegen in bedrängenden Erfahrungen toratreuer jüdischer Kreise unter den Fremdherrschaften der Seleukiden (seit ca. 200 v. Chr.) und später der Römer (seit 63 v. Chr.), ebenso aber unter der Herrschaft der jüdischen Hasmonäer (141–63 v. Chr.),

die mit ihrer Hellenisierungspolitik als ebenso „widergöttlich“ empfunden wurden wie die fremden Herrscher.

Es sind also Schriften, in denen sich die Hoffnungsphantasien derjenigen jüdischen Kreise niederschlugen, die sich ihrer politischen, kulturellen und religiösen Selbstbestimmung beraubt und wegen ihres Glaubens massiver Gewalt bis hin zum Martyrium ausgesetzt sahen und auf diese Weise eine Beendigung dieser Schrecken durch Gott selbst herbeisehnten.



KENNZEICHEN APOKALYPTISCHER LITERATUR

Das griechische Wort *apokalypsis* heißt eigentlich „Enthüllung“. Und genau darum geht es: um Enthüllungen, Offenbarungen. Typisch für apokalyptische Literatur sind Ausblicke in die erwartete nähere oder fernere Zukunft, oft verbunden mit Einblicken in jenseitige Welten und in Geschehen kosmischen Ausmaßes. Meist mündet dies in einem Abbruch der Geschichte, und dieses Ende allen Bestehenden wird von Gott selbst herbeigeführt.

Zumeist sind die Ereignisse der Endzeit begleitet von gewaltigen endzeitlichen Kämpfen zwischen göttlichen und widergöttlichen Mächten, aus denen schließlich Gott selbst siegreich hervorgeht. Gott selbst überwindet das Böse ein für alle Mal und tritt schließlich zu einem großen Gericht an.

In den apokalyptischen Schriften wird dieses Wissen um die zukünftigen Ereignisse oft großen Gestalten der Vergangenheit wie Henoch, Baruch oder eben dem Seher Johannes

zugeschrieben, die dieses Wissen in Visionen, Traumreisen oder anderen Offenbarungen erhalten und es nun als Geheimwissen den Ausgewählten mitteilen. Typisch sind außerdem eine rätselhafte und mythologisch aufgeladene Bildsprache, die der Deutung bedarf, oft auch Zahlensymboliken, die die Ordnung der geschauten Dinge aufzeigen sollen, sowie Deuteengel oder andere himmlische Figuren, die den Sinn des Geschauten enthüllen.

DIE OFFENBARUNG DES JOHANNES

Vieles davon trifft auch auf die Offenbarung des Johannes zu. Dieses Buch ist wahrscheinlich gegen Ende der Regierungszeit des römischen Kaisers Domitian entstanden, der von 81 bis 96 n. Chr. an der Macht war. Die Frage, die den Verfasser umtreibt, ist, wie weit sich christusgläubige Menschen auf das römische Herrschaftssystem einlassen sollen. Zweifellos hatte es klare Vorteile, wenn man mitmachte. Man konnte unbehelligt leben und profitierte von sozialen und wirtschaftlichen Netzwerken. Der Seher hatte aber auch die Kehrseite der Macht vor Augen: Gewalt, Unterdrückung und Ungerechtigkeit, alles schöneredet von einer allgegenwärtigen Propaganda, und vor allem: gestützt von der Verehrung nicht nur der traditionellen römischen Gottheiten, sondern auch des Kaisers.

Für manche Mitglieder der christusgläubigen Gemeinden scheinen die Vorteile eines Lebens im Einklang mit den gesellschaftlichen Anforderungen überwogen zu haben, so dass sie sich mit manchem arrangierten und versuchten, ihrem Christusglauben trotzdem treu zu bleiben. Unser Verfasser lehnt einen solchen Weg strikt ab und spart nicht mit scharfer Kritik gegen diejenigen, die in seiner Sicht der Faszination des Imperiums, der »Hure Babylon«, erlegen sind.

Darstellung des Himmlischen Jerusalems: Symbol für die erhoffte neue Welt Gottes, in der Leid, Tod und Ungerechtigkeit überwunden sind.

Daher ruft er die angesprochenen sieben Gemeinden auf, sich fernzuhalten von diesen Machenschaften, die er letztlich auf die widergöttliche Macht des Satans und seiner Helfershelfer zurückführt. Diese böse Macht aber, so verführerisch sie auch daherkommt, wird, so ist er überzeugt, keinen Bestand haben. Und so beschreibt er in dramatischen apokalyptischen Visionen, wie Gott selbst das Ende der römischen Macht herbeiführen und einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, das neue Jerusalem, in dem all die tödlichen und Leid bringenden Mechanismen der gegenwärtigen Zeit ihre Macht verloren haben werden.

Noch aber tobt der Kampf, in den die Menschen hineinverwickelt werden und von dessen Auswirkungen sie auf schreckliche Weise betroffen sind. Für die Glaubenden werden auf diese Weise die Bedrängnisse und Schwierigkeiten der eigenen Zeit interpretierbar als Teil dieser endzeitlichen Kämpfe. Sie bringen zwar auch Leid und Schmerz für die Glaubenden; doch wird gleichzeitig deutlich, dass diejenigen, die dem Messias Jesus die Treue halten, am Ende gerettet werden.

DIE BOTSCHAFT DER APOKALYPTISCHEN SCHRIFTEN

Apokalyptische Schriften sind Ausdruck einer unbändigen Sehnsucht nach Veränderung einer als unerträglich erfahrenen Gegenwart. Die schrecklichen Bilder sind weder Drohungen, die Menschen kleinmachen wollen, noch sind die heilvollen Visionen einfach Vertröstungen auf ein schöneres „Später“.

Vielmehr spiegelt sich die unheilvolle Gegenwart in den schrecklichen Bildern, so dass sichtbar wird, was alles nicht gut ist. Und die Visionen einer heilvollen Zukunft werden zu Orientierungsmarken, die in die Gegenwart hineinleuchten. Sie zeigen, wie es eigentlich zugehen könnte unter den Menschen: so, wie ein gutes Leben für alle von Gott her gedacht ist. Solche Visionen stärken die Widerstandskraft gegen alles, was Menschen heute nicht leben lässt, und sie nähren die Hoffnung, dass es sich lohnt, auf eine lebenswerte Zukunft hinzuarbeiten.



Drei Frauen erzählen von ihren Vorstellungen über das Leben nach dem Tod

Wo es viele Wohnungen gibt



FOTOS: PAT CHRIST

Das Sterben von Verwandten und Bekannten konfrontiert mit dem eigenen Tod. Für viele Menschen löst das beklemmende Gefühle aus.

Wie sie sich das Jenseits ganz genau vorstellen soll, weiß Edeltraud Hann nicht. Es ist für sie eine unendliche Sphäre, in der nur Gutes vorkommt. In der Frieden herrscht. In der sich die Seele rundum wohlfühlt. „Wenn ich ans Jenseits denke, fällt mir immer der Satz aus dem Johannes-Evangelium ein: ‘Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen‘“, sagt die Begräbnisleiterin aus Mömlingen am Bayerischen Untermain.

Von Pat Christ

Freie Autorin

Für die meisten Menschen hat das Nachdenken über das Sterben, über den Tod und das Jenseits wenig Erquickendes. Man meidet das Thema lieber. Es bedrückt zu sehr. Jagt gar Angst ein. Für Edeltraud Hann gehört das Nachdenken über die Frage „Und danach?“ zu ihrem Leben. Angst hat sie nicht. Schon als Kind, erzählt sie, fiel sie aufgrund einer Kreislauf-

schwäche öfter in Ohnmacht. Jedes Mal hatte sie in diesen Ohnmachtsmomenten ein warmes Gefühl. Ein Gefühl von Geborgenheit. „Als ich wieder wach wurde, hab ich mir oft gedacht: ‘Lasst mich doch schlafen!’“, erzählt sie.

Zweimal war Edeltraud Hann dem Tod schon von der Schippe gesprungen. Mit ihrem Herzen stimmt etwas nicht. 1993 kam es dadurch erstmals zu einer Notaufnahme. Der Herzbeutel war entzündet. Was man zu spät

entdeckt hatte: „Wäre ich in dieser Nacht nicht ins Krankenhaus gekommen, wäre ich am nächsten Tag wohl tot gewesen.“ Von einer Nahtoderfahrung möchte sie nicht sprechen. Doch wieder empfand Edeltraud Hann während der Ohnmacht dieses warme, geborgene Gefühl. 2012 kam es neuerlich zu einem brenzligen Vorfall. Im Herzbeutel war Wasser. Wieder war sie in Todesnähe. Wieder hatte dies nichts Erschreckendes für sie gehabt.

Gerade, weil sie auf sich und ihre Gesundheit aufpassen muss, lebt Edeltraud Hann intensiv. Sie liebt das Leben: „Wobei ich keine Angst vor dem Tod habe.“ Der ehemaligen Würzburger Diözesanvorsitzenden des Katholischen Deutschen Frauenbunds ist es wichtig, sich in ihrem Leben zu engagieren. Seit Jahren ist sie Kreuzträgerin bei Beerdigungen. Seit

2024 Begräbnisleiterin. In Kürze wird sie einen 100-Jährigen beerdigen: „Auf das Trauergespräch freue ich mich richtig.“ Welches reiche Leben wird sie wohl geschildert bekommen! Wenn jemand so lange leben durfte, sei es in Ordnung, zu gehen. Auch wenn natürlich jeder Tod bei Angehörigen Trauer auslöst.

EINE TIEFE RUHE

Petra Marie Schwarzhaupt erfuhr Ähnliches wie Edeltraud Hann. Die Trauerbegleiterin, die sich ehrenamtlich bei den Maltesern in Aschaffenburg engagiert, hatte vor einigen Jahren einen schweren Autounfall. Bei hoher Geschwindigkeit auf der Autobahn platzte ein Reifen: „Ich wurde von Leitplanke zu Leitplanke geschleudert.“ Zu Beginn versuchte sie noch, gegenzusteuern. Doch als sie sah, dass sie keine Chance hatte, das Auto in den Griff zu bekommen, geschah etwas Seltsames: Eine tiefe Ruhe stellte sich ein.

Irgendwann kam das Auto auf der Standspur zum Stehen: „Ich hatte nicht gewusst, ob ich noch lebe.“ Eine Frau zog sie aus dem Wagen. Petra Marie Schwarzhaupt kam zu sich. Sie hatte den schweren Unfall überstanden. Sogar völlig unbeschadet. Denkt sie seither an den Tod, an das Jenseits, stellt sich dieses Gefühl von unendlicher Ruhe bei ihr ein. Angst vor dem Tod, sagt die gelernte Krankenschwester, habe sie nicht mehr.

Interessant ist für die Christin, wie sich Kinder das Jenseits vorstellen. Petra Marie Schwarzhaupt leitet bei den Maltesern eine Gruppe für Kinder und Jugendliche, die ihren Vater, ihre Mutter oder ein Geschwisterkind verloren haben. In den Gruppenstunden werden Fragen nach dem Jenseits berührt: „Allerdings nicht in Form von Gesprächen.“ Die Kinder werden inspiriert, sich kreativ auszudrücken. Die Bilder, die entstehen, sind allesamt optimistisch. Auf einem reitet die verstorbene Mama auf einem Pferd. Das Kind ist dabei. Auf einem anderen sitzt sie auf einer Wolke.

MAMA WILL BLEIBEN

Ein weiteres Kind stellt sich die Mama an irgendeinem nicht näher bestimmten Ort vor, an dem sie selbst entscheiden darf: Bleib ich oder gehe

ich zurück? Anscheinend ist es schön, dort, wo die Mama jetzt ist. Vielleicht kann sie sich da von einer schweren Krankheit erholen. Oder von dem Stress, den sie zeitlebens gehabt hatte. Auf jeden Fall will sie offenbar bleiben.

Das Sterben ist für Petra Marie Schwarzhaupt heute nur dann etwas Schlimmes, wenn es mit großem Leid verbunden ist. „Ich habe schon die unterschiedlichsten Todesarten erlebt“, sagt die Pflegerin, die 1968 in die Ausbildung einstieg. Da gibt es Menschen, die alles wohlgeordnet haben. Die palliativmedizinisch gut versorgt sind. Und friedlich einschlafen. So ist es auch bei ihrem eigenen Vater gewesen. Andere ringen mit dem Tod. Ganz furchtbar. Ganz schrecklich. Dabei müsste das nicht sein.

Petra Marie Schwarzhaupt würde sich zum einen wünschen, dass mehr darüber informiert wird, welche palliativmedizinischen Hilfen es beim Sterben gibt. Und sie fände es schön, würden die Menschen tabuloser miteinander darüber reden, wie sie sich das Jenseits vorstellen; welche Erfahrungen sie selbst schon, zum Beispiel durch einen Unfall oder eine schwere Krankheit, mit Todesnähe gemacht haben. Dann würde vielleicht die weit verbreitete Angst vor dem, was danach kommt, ein wenig schwinden.

ETWAS GUTES WARTET

Der Tod macht deshalb weithin Angst, weil er mit Qualen oder sogar mit der Erfahrung von Gewalt verbunden sein kann. Sterbende sind ja meist nicht mehr in der Lage, selbst zu entscheiden. Wünsche zu äußern. Sie fühlen sich ausgeliefert. „Dass der Tod qualvoll werden könnte, davor habe auch ich Angst“, sagt Kai Buder. Vor dem, was nach dem Sterben kommt, fürchtet sich die vierfache Mutter allerdings nicht. Sie glaubt, ähnlich wie Edeltraud Hann, dass etwas Gutes auf sie wartet.

Diesen Glauben teilen auch ihre vier Söhne, erzählt die Erzieherin, die sich während ihrer Ausbildung in München intensiv mit den Schriften der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross beschäftigte. Unlängst starb die Urgroßmutter ihrer Söhne. Mit den drei Jüngsten, 4, 6 und 16 Jahre alt, war sie auf der Beerdigung. Keiner hatte Berührungängste gezeigt.

Den Sechsjährigen allerdings trieb die Frage um: „Wird uns denn Oma später bei Gott erkennen?“

Kai Buder rät, Kindern keine Jenseitsvorstellungen vorzugeben. Sie müssten zu ihren eigenen Bildern, ihren eigenen Gefühlen kommen. Sie selbst ist überzeugt, dass man als gläubiger Mensch nach dem Tod so erfüllt sein wird von der Herrlichkeit Gottes, dass es völlig egal ist, in welcher Form man weiterlebt. Von daher erübrigt sich für sie auch die Frage ihres Sohnes, ob man die, die man auf Erden geliebt hat, Jahre später, wenn man selbst gestorben ist, im Jenseits wohl erkennen wird. Das sagte sie auch ihrem Kind.

Dass sie keine Abneigung hat, über das Sterben und das Jenseits zu sprechen, liegt, wie Kai Buder betont, daran, dass sie vor zwölf Jahren Jesus für sich entdeckt hat. Seither habe sich ihr Leben zum Positiven entwickelt. Seither ist die Christin vollends überzeugt, dass es nach dem Sterben gut weitergeht.



Edeltraud Hann, Begräbnisleiterin aus Mömlingen am Bayerischen Untermain.

Zur Theologie des Brandner Kaspar

Ein Leben, wie es ohne Beispiel ist

Ein Mann betäubt den Tod mit Kirschegeist, betrügt ihn beim Karteln, luchst ihm ein paar Jahre Leben ab, findet dann doch den Weg ins Paradies. Die Mär vom „Brandner Kaspar und das ewig' Lebn“ ist Kult in Bayern. Sie rührt Millionen und trifft viele Seelen. Sie lässt hoffen auf ein besseres Sein, wenn das irdische Darben zu Ende geht. Ein Blick in die Jenseitsvorstellung in der Geschichte des „Kaspar“.



Eine ikonische Szene: Entsetzt stellt der „Boandlkramer“ (Sepp Prechtl) in diesem Freiluftspiel in Oberzell fest, dass der „Brandner Kaspar“ (Leo Pils) den Grasober ausspielt, die Siegerkarte. Damit darf er weitere 18 Jahre auf der Erde leben.

Von Martin Riedlaicher

Redaktionsmitglied

Aus dem Volksstück von Franz von Kobell ist ein Phänomen entstanden. Die Theaterfassungen sind Dauerbrenner, die Filme Quotenhits. Gerade hat Franz Xaver Kroetz das Leben und Leiden des „Kaspar“ in ein neues Stück gefasst. Die Geschichte ist unverwüstlich, ja unsterblich.

Das Bild vom Bayernhimmel prägt aber nach wie vor die „Fernsehfassung“ von Kurt Wilhelm mit Fritz Straßner als Brandner, Toni Berger als Boandlkramer und Gustl Bayr-

hammer als Petrus. Jemand hat es mal so beschrieben: „Alles ist friedlich, alles ist gut, jeder freut sich.“ Wer würde nicht gern in einer solchen Welt die Ewigkeit verbringen? Das Paradies kommt als ein „Best of“ der irdischen bayerischen Lebensträume daher. Herrliche Berge, sonnige Höhen. Die Wälder rauschen, die Seen glitzern, die Menschen genießen alle Freuden. Sie tanzen, karteln, zechen und feiern. Das ewig' Leben bietet alle Genüsse ohne Reue. Der Jäger schießt das Reh. Das Wild steht auf, dankt, grüßt und hoppelt fröhlich weiter.

DER TOD ALS MÜDER BEAMTER

Und weil im bayerischen Paradies alles perfekt ist: Es gibt dort keine Preußen. Die exerzieren im eigenen Himmel im Stechschritt durch die Ewigkeit. Die Geschichte vom „Kaspar“ beschreibt höchst vergnüglich volkstümliche Vorstellungen vom Jenseits. Alles weit entfernt von theologischen Thesen. Aber es lassen sich durchaus theologische Konzepte zeigen: Der Himmel ist hier keine abstrakte Idee, sondern ein Ort der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude. Es gibt eine Ordnung, aber keine Strenge, keine Angst. Gott ist kein strafender Richter, sondern ein Vater, gerecht und gut. Der Tod ist kein Dämon und kommt sehr menschlich daher. Der „Boandlkramer“ ist Begleiter, kein Feind. Der Tod ist ein müder Beamter, der seine Pflicht tut und daran leidet. Er fühlt mit, hat Humor, lässt mit sich handeln. Man kann ihn gar überlisten. Die volksreligiöse Vorstellung fürchtet den Tod zwar, aber akzeptiert ihn als Teil des Lebens.

HUMOR, UMKEHR, GNADE

Am Ende des Stücks erlebt man eine christologische Wendung: Auf Einsicht folgen Umkehr und Gnade. Der „Kaspar“ hat geschummelt, kommt trotzdem ins Paradies. Er öffnet sein Herz und erkennt, dass nicht mehr Lebensjahre zählen, sondern Beziehungen und die Liebe zur Familie. Humor, Menschlichkeit und Herzlichkeit stehen im Mittelpunkt. In der Volksfrömmigkeit ist der Himmel ein guter Ort für liebenswerte Leute, die trotz aller Fehler und Sünden ehrlich bleiben.

Das Paradies beim „Brandner Kaspar“ ist eine humorvoll-menschliche und lebensnahe Interpretation des Jenseits. Sie zeigt einen versöhnlichen Gott und einen verständnisvollen Umgang mit Tod und Himmel. Im Paradies leben die Liebe, die Erinnerung und der Frieden. Man nimmt am himmlischen Gastmahl teil. Wer will da nicht gern dabei sein?



Wollen wir uns wirklich wiedersehen?

Diakon Michael Schedl-v. Brockdorff

Von Diakon Michael Schedl-v. Brockdorff

Fachbereichsleiter Ausbildung Ständige Diakone, Erzdiozese München und Freising

Als Diakon und Notfallseelsorger erlebe ich Menschen in den unterschiedlichsten Situationen, wenn sie mit dem Tod eines Menschen konfrontiert sind. Meine Erfahrung ist: Je kürzer die Begegnung mit dem Tod zurückliegt, desto weniger richtet sich der Blick der Betroffenen bereits nach vorne – die Botschaft von der Auferstehung verhallt oft ungehört. Selbst im Trauergespräch in den nächsten Tagen ist die Frage, ob das bereits der rechte Zeitpunkt ist, die christliche Hoffnung auf das ewige Leben in den Vordergrund zu stellen. Denn dann ist erst einmal Zeit für einen ausgiebigen Blick zurück: Was für ein Leben führte der Verstorbene? Erst nach der Rückschau gelingt es irgendwann, nach vorne zu schauen: Was kommt jetzt?

Ich glaube: Nur wer als Begleiter von Trauernden einen Dreischritt einhält, kann über den Begräbnistag hinaus helfen: Gegenwart – Vergangenheit – Zukunft.

Wenn der gemeinsame Blick in die Zukunft gelingt, höre ich fast immer die Frage: „Glauben Sie, dass wir uns eines Tages wiedersehen?“ Ich antworte dann: „Ja, das glaube ich.“ Später, in der Ansprache bei der Beerdigung, versuche ich dann, „Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die uns erfüllt“ (1 Petr 3,15).

Das Bild, die schmerzlich vermissten Lieben dereinst im Himmel wieder zu umarmen, ist sicherlich zu eng gedacht. Trotzdem ist das für mich eine hilfreiche Annäherung an das Mysterium des Einsseins in Gott.

Um die nächste Dimension der Auferstehung in den Blick nehmen zu können, muss

vielleicht noch einmal sehr viel mehr Zeit vergehen: „Alle sollen eins sein“ (Joh 17,21). Die Auferstehungsverheißung gilt nicht nur mir oder meinen Liebsten, sondern auch denen, die ich nicht mag. Zum Beispiel, weil sie über den Glauben ganz anders denken. Möchten wir den Pius-Bruder oder die Freikirchlerin von nebenan wirklich wiedersehen?

Ein Pfarrer erzählte mir dazu: Im sonntäglichen Gebetsaufruf der Fürbitten hieß es: „Zu Gott, der für uns Vater und Mutter ist, lasst uns rufen.“ Allein dieser eine Satz erzürnte einen Gottesdienstbesucher so sehr, dass er am Folgetag im Pfarrbüro anrief und sich beim Pfarrer bitter darüber beschwerte. Seiner Meinung nach würde diese Formulierung Gott auf eine geschlechtliche Person mit menschlichen Zügen reduzieren und das jesuanische Bild des „Vaters“ konterkarieren.

Auch wenn ich anderer Ansicht bin, so kann ich die Argumente des Mannes verstehen. Sich über Strittiges auszutauschen, gehört zum Ringen um den Glauben und ist im besten Sinne katholisch. Was ich jedoch als wenig katholisch empfinde, war, was folgte: Der Mann forderte den Pfarrer auf, den für die Fürbitten verantwortlichen Mitbruder zu maßregeln. Als der Pfarrer dies ablehnte, schloss der Mann mit der Ankündigung, den Sachverhalt an höherer Stelle zu Gehör zu bringen. Diese Drohung war natürlich substanzlos, aber die dahinterliegende Haltung nicht. Was bedeutet Jesu Verheißung vom Einswerden mit allen für diesen Mann? Was bedeutet sie für mich?

Ob man an ein Fegefeuer glaubt oder nicht – irgendeinen heilenden Übergang muss es im Prozess der Auferstehung geben. Kommen wir Gott zuvor – Auferstehung fängt in der Gegenwart an.

Wo befindet sich das Jenseits?

Die Vorstellung eines Jenseits hat etwas Tröstliches: Die verstorbene Person, die wir so schmerzlich vermissen, lebt an einem anderen Ort weiter – wie auch immer er aussehen mag und wo er sich befinden mag. Dennoch bleibt der Begriff sehr abstrakt. Kann ein Blick in die japanische Philosophie helfen?

Von Sarah Weiß

Freie Autorin

Lena Schützle ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an Professorin Barbara Schellhammers Lehrstuhl „Intercultural Social Transformation“ und am „Zentrum für Globale Fragen“ der Hochschule für Philosophie in München. Sie beschäftigt sich unter anderem mit dem philosophischen Verständnis der Fernnähe. Damit soll versucht werden, das Jenseits etwas greifbarer zu machen, wo es sich befindet, wie wir dorthin gelangen und wie wir damit in Kontakt kommen können.

NÄHE UND FERNE IN DER PHILOSOPHIE

Nach Auffassung Ryōsuke Ōhashis, Philosoph der Kyoto-Schule, gibt es keine separaten Personen, wie wir uns das in unserer christlichen Glaubensauffassung vorstellen. Die Philosophie der Leere ist Grundlage seines Denkens. Er geht davon aus, dass es so etwas wie ein isoliertes Selbst, ein abgeschlossenes Wesen, eine Seele nicht gibt, sondern dass wir immer in Verbundenheit mit anderen sind. So können auch Nähe und Ferne nie voneinander getrennt existieren. Bei einem Telefonat sind zwei Personen also nicht nur fern voneinander, weil sie sich nicht am selben Ort befinden, sondern sich auch gleichzeitig nah, weil sie ein Gespräch führen und dadurch miteinander in Verbindung stehen. Auch Heiterkeit und Trauer können gleichzeitig anwesend sein – das nennt er Höhentiefe.

Hier sieht Lena Schützle eine Deutungsmöglichkeit des Jenseits: „Wenn ich einen geliebten Menschen verloren habe, ist das zunächst eine schmerzhaft Erfahrung. Und gleichzeitig erfahre ich auch in genau die-

sen Momenten eine gewisse Höhe und Erhabenheit in Verbundenheit, weil mir bewusst wird, wie präsent er in mir ist.“ So könne das Jenseits gleichzeitig weit entfernt und ganz nah sein.

THEOLOGISCHE KORREKTUREN

Das mag seltsam fremd anmuten, wenn man eine christlich geprägte Jenseitsvorstellung hat. Allerdings nur, wenn diese kein theologisches Fundament hat, korrigiert mich der Theologe Bernd Groth. Er leitet gemeinsam mit Judith Tech die Gesprächsreihe „Philosophieren im Hospiz“ im Christophorus-Haus München. Er betont, man müsse klar unterscheiden zwischen populären und theologischen Auffassungen über ein Leben nach dem Tod. „Populäre Auffassungen haben sich interessanterweise auch bis in die Moderne durchgezogen, und da wird sich das Jenseits sehr bildhaft vorgestellt und kein Unterschied gemacht zwischen Diesseits und Jenseits. Man stellt es sich wie eine Verlängerung des Diesseits vor. Und das ist eigentlich falsch.“

BEZIEHUNGEN ALS ZUGANG ZUM JENSEITS

So sieht es Lena Schützle auch durch die Brille der Fernnähe: „Das Jenseits ist eine ganz andere Welt. Irgendwie gar kein richtiger Raum, in dem Zeit und Örtlichkeit ganz anders oder gar nicht wirken. Das, was mir so fern ist und so ganz anders, ist aber durchaus in Verbindung mit dem, was ich im Hier und Jetzt erlebe und tue, wie ich in der Welt bin, in Beziehung mit Gott. Deswegen ist die Fernnähe kein anderer Ort, sondern eher die Qualität und die Kategorie von Beziehungen, die ich habe.“ Das Jenseits sei also kein tröstlicher Ort der Zukunft, an dem uns das Schöne

automatisch zufallen wird, sodass wir uns im Diesseits entspannt zurücklehnen und unser Glück nicht so ernst zu nehmen brauchen, sondern es nimmt uns in jedem Moment in die Verantwortung. „Das Schöne ist im Hier und Jetzt schon anwesend. Deshalb geht es darum, wie ich genau diesen Moment erlebe, was ich genau an diesem Tag heute mache, weil ich mich nicht darauf ausruhen kann, dass das, was wirklich zählt, später kommt.“

Für den Philosophen Ōhashi sei der Tod allgegenwärtig präsent, als eine Form des Anderen, mit dem wir in Relation stehen, sagt Schützle. „Er würde nicht sagen, dass ein Ich weiterlebt oder stirbt, sondern dass es sich immer aus anderen Dingen zusammensetzt und immer weiter verändert.“ Philosophie als säkulares Denken und Religion haben bei der Frage nach der Beziehung zwischen Leben und Tod dasselbe Problem: Wie muss ich oder wie kann ich leben im Angesicht des Todes?

EWIGES LEBEN IM CHRISTENTUM

„In der buddhistischen Tradition von Thích Nhất Hạnh gibt es die Auffassung, dass es kein Sterben und keine Geburt gibt, weil sich dieser ewige Kreislauf von Leben, Gebären und Sterben in jedem Moment vollzieht. Der Übergang von Leben und Sterben ist also ein fließender, den wir stetig durchführen,“ sagt Schützle. Das Jenseits sei somit unvermittelt die ganze Zeit da, aber wir hätten nur vermittelten Zugriff darauf, durch Gott, unsere spirituelle Praxis oder extatische Zustände.

Im Christentum markiert der Tod zunächst einmal das Ende des irdischen Lebens. Spannend findet Bernd Groth, dass der Begriff des Jenseits in der Bibel nirgends vorkommt. Daher zweifelt er daran, dass Jesus ein Jenseits konzipieren will. „Ich glaube, er will zeigen, dass es hier in diesem Leben darauf ankommt, wie ich lebe. Hier ist meine Verantwortung. Die kann ich nicht mehr aus einem Jenseits zurückholen.“ In

der Bibel würde nicht von einem Jenseits, sondern lediglich von einem ewigen Leben im Himmel gesprochen, sagt Groth. „Ewig bedeutet, es handelt sich um ein Leben außerhalb der Zeit. Da wir uns Gott nicht vorstellen können, können wir uns natürlich auch kein Leben außerhalb der Zeit bei Gott vorstellen. Ich bin der Auffassung, dass der Ausdruck eigentlich bedeutet, ein authentisches Leben zu leben. Der christliche Glaube führt uns, bringt uns dem nahe, was man als ewiges Leben bei Gott bezeichnet.“

VERTRAUEN UND GNADE

Das Christentum antworte mit der Liebe Gottes zu uns. „Der christliche Glaube ist das Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu. Christlich glauben heißt also nicht, an die Dogmen zu glauben und ihnen zu vertrauen, sondern es geht viel existenzieller da-

rum, dass der Glaube mich einordnet in die Liebe Gottes. Damit bin ich im Grunde genommen gerettet, habe ich mein Heil gefunden.“ Damit sei das Jenseits eigentlich eine Art, im Diesseits zu leben, und durch die Wiederauferstehung seien Christinnen und Christen gewiss, dass sie zwar mitten im Leben vom Tod umfassen sind, aber eben auch umgekehrt.

„Letzten Endes hängt es immer von der Stärke des Glaubens ab, ob ich mich darauf einlassen kann“, sagt Groth, „und da sagt die christliche Botschaft: Letztlich ist auch der Glaube, der ein solches Vertrauen ausdrückt, nicht allein mein Vertrauen, mein Glaube, sondern er ist gestützt von der Gnade Gottes.“ Der einzelne Mensch wird zwar zu seiner Glaubensentscheidung berufen, aber man habe auch verstanden, dass diese Entscheidung den Einzelnen überfordern könne. „Es ist spannend

und tröstlich, dass es auch bei dieser Entscheidung eigentlich nicht ohne die Unterstützung Gottes geht.“ Das Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu sei ein Geschenk, für das man offen sein kann, aber das unsere Vorstellung und Sprache weit übersteigt, weil Sprache immer auf das Diesseits verweist.

BEZIEHUNGEN UND VERGÄNGLICHKEIT

Letztendlich gehe es also nicht darum, danach zu fragen, wo das Jenseits ist und wie es aussieht, sondern welche Qualität die eigenen Beziehungen haben sollen: zum Leben, zum Tod, zu geliebten Menschen, zu verstorbenen Personen – und nicht zuletzt zur eigenen Vergänglichkeit. Wie unterstützt mich mein Glaube dabei, diese Qualitäten zu entwickeln? Welche Gedanken helfen mir weiter?



FOTO: SARAH WEISS

Blick in den Horizont im Gebirge als Sinnbild für Fernnähe und Verbundenheit.

Bei sterbenden Menschen lernen wir das meiste über das Leben

„Hoffentlich gibt’s da oben Currywurst und Kuchen“

Gesundheitsclowns erzählen aus ihrer Arbeit mit sterbenden Menschen: von berührenden Momenten, kleinen Wundern, ehrlichen Gesprächen – und der Kunst, mit Humor und Feingefühl das Leben bis zuletzt zu begleiten.

Von **Hanna Münch**

Gesundheitsclown und Autorin

„Hoffentlich gibt’s da oben Currywurst und Kuchen“, sagte Hildchen, die 103-jährige Dame plötzlich, obwohl sie so lange nicht mehr gesprochen hatte. Wir befanden uns auf der Demenzstation, wo wir Gesundheitsclowns – wie jede Woche – Freitagvormittag an ihrem Bett standen.

Ein Gänsehautmoment im besten Sinn. Und plötzlich wussten wir auch, wie unser Buch heißen soll, mit all den kleinen Geschichten zu den Begegnungen, die wir jeden Tag erleben dürfen.

Ja, Sie haben richtig gelesen: jeden Tag, denn wir sind hauptberufliche Clowns. Nicht, wie man es vielleicht

kennt, vom Zirkus oder von Kinderstationen.

BEGEGNUNGSCLOWNS: HUMOR FÜR ERWACHSENE

Wir sind Begegnungsclowns – haben uns den Erwachsenen verschrieben, gehen auf Palliativ- und Demenzstationen, in Hospize und Senioreneinrichtungen.

Als wir nach einem Urlaub wieder zu Hildchen kamen und mit Erstaunen feststellten, dass sie immer noch da ist, sagte sie trocken: „Ja, das himmlische Wartezimmer war voll.“

NEUGIER AUFS JENSEITS

Das Thema Jenseits spielt bei unseren Einsätzen eine große Rolle. So oft erleben wir dieses Geschenk, teilha-

ben zu dürfen an den Gedanken und den Gefühlen der Menschen, die am Lebensende stehen.

Manche sind regelrecht neugierig auf das Unbekannte, können es kaum erwarten, dass der liebe Gott sie holt oder sie vielleicht eine Idee davon bekommen, was nach dem Tod kommt.

Eine Dame im Hospiz wartete schon lange verzweifelt darauf. Wir Clowns besuchten sie alle zwei Wochen und hatten immer wieder neue Ideen im Gepäck, wie wir sie in den Himmel befördern könnten: Wir schrieben einen Brief an den lieben Gott, mit der Frage, ob er sie vielleicht aus Versehen vergessen hat – kann ja jedem einmal passieren.

Beim nächsten Besuch brachten wir ein großes, flexibles Gummiband mit, in das wir sie einwickeln wollten, um sie in den Himmel zu katapultieren. Hat leider nicht funktioniert.

Und als wir dann nach zwei Wochen wieder zu ihr ins Zimmer kamen, begrüßte sie uns mit einem verzweifelten: „Ich bin immer noch da!“

So ging das noch eine ganze Weile, bis sie dann endlich erhört wurde und gehen durfte.

HUMOR, DER BRÜCKEN BAUT

Ein wunderbarer alter Herr im Seniorenheim erzählte uns, dass er beim Sterben schon dabei sein möchte: „Da mag ich nicht schlafen – schließlich erlebt man das ja nur einmal im Leben.“

Eine vornehme Frau gab uns zu verstehen, dass es an der Zeit sei zu sterben. Sofort griffen wir zum Telefon und bestellten beim Herrgott eine Wolke mit allem Komfort. Sie aber seufzte bescheiden: „Ach was, mir reicht ein einfacher Stuhl.“

So manche Seniorinnen und Senioren haben wir schon getröstet müssen: „Der himmlische Immobilienmarkt ist gerade ziemlich ausgelastet – kein Wölkchen mehr frei, Sie



Begegnungen wie diese zeigen: Auch am Lebensende bleibt Platz für Wünsche, kindliche Neugier und das Staunen über das, was kommt – begleitet von Clowns, die sich auf das Sterben einlassen.



FOTOS: NIK SCHÖLZEL

Humor, der Brücken baut: Gesundheitsclowns bringen Leichtigkeit in schwere Stunden – mit ehrlicher Zuwendung, kleinen Absurditäten und der Fähigkeit, gemeinsam mit den Sterbenden zu lachen, zu staunen und das Leben zu feiern.

müssen sich vermutlich noch eine Weile gedulden.“

Oder Charlotte, die unglaublich fitte 95-Jährige, die eines Tages mit Clown Liesel alle Möglichkeiten des Sterbens auf ein Blatt Papier schrieb. Punkt für Punkt, fein säuberlich, mit allen Für und Wider. Um am Ende zu beschließen, doch noch ein wenig auf Erden zu bleiben – alles andere mache doch eine ziemliche Sauerei.

ÜBER DAS STERBEN REDEN

So unterschiedlich die Sichtweisen und Wünsche der Menschen in Bezug auf das Sterben auch sind – eines haben sie gemeinsam: Ein Mensch, der im Sterben liegt, weiß, was mit ihm geschieht. Und er möchte nicht hören: „Das wird schon wieder. Du wirst wieder gesund. Du stirbst nicht.“ Es passiert immer wieder, dass verzweifelten Angehörigen so etwas herausrutscht. Verständlich, da sie einfach nicht loslassen möchten – und können.

Wir Clowns wollen ermutigen, ehrliche Gespräche zuzulassen, da wir jeden Tag merken, wie wichtig diese für die Menschen sind. Gerade wenn Ängste da sind, tut es gut, diese mit jemandem zu teilen. Oft aber erleben wir das Gegenteil, nämlich dass Sterben als selbstverständlicher Teil des Lebens angesehen wird.

WENN ALLES GEREGLT IST

So besuchten wir eine tatkräftige, aber dennoch schwerkranke Frau im Hospiz. Als wir ins Zimmer kamen,

lag vor ihr auf dem Tisch ein Stapel Papiere, sie selbst war geschäftig am Telefon und organisierte alles für ihre Beerdigung. Uns staunenden Clowns drückte sie vier dicht beschriebene Seiten in die Hand und flüsterte uns zu, wir sollten die mal lesen, das sei ihre Grabrede – und ob die so in Ordnung sei.

Folgsam setzten wir uns aufs Sofa und lasen ihre selbst verfasste Grabrede, in der sie so ehrlich mit sich selbst ins Gericht ging, dass einem fast schwindelig wurde. Beim nächsten Besuch stellten wir noch gemeinsam mit ihr und ihren Freundinnen die Lieder für die Trauerfeier zusammen und sangen sie schon mal zur Probe. Als schließlich alles erledigt war, starb sie ohne Umschweife.

TRAUER ALS TABU?

Manchmal, wenn wir im privaten Umfeld von diesen Erlebnissen erzählen, spüren wir, wie die Stimmung kippt und die Leute schnell versuchen, auf andere Themen zu kommen. Eigenartig, da das Sterben uns ja wirklich alle angeht. Trotzdem ist es so ein großes Tabu. Fast so, als hätten die Menschen Angst, dass, wenn man darüber spricht, es einen schneller erwischen würde.

Auch die Versäumnisse, Dinge, die bereut werden, kommen zur Sprache. Manch einer findet kurz vor dem Tod noch zum Glauben. Andere fangen gerade jetzt an zu zweifeln. Manchmal findet auch kurz vor knapp noch eine Versöhnung statt, was für uns

sehr berührend und für den Sterbenden sowie die Hinterbliebenen unendlich heilsam ist.

KINDLICHE VORSTELLUNGSKRAFT

Das alles darf da sein. Und wenn man mit Kindern spricht, die gerade jemanden aus der Familie verloren haben, merkt man, wie es ihnen in ihrer Trauer hilft, sich konkret Dinge vorzustellen: zum Beispiel, dass der verstorbene Opa jetzt im Himmel endlich wieder mit der Oma zusammen ist und die beiden von oben auf einen aufpassen und manchmal sogar eine kleine Botschaft schicken – in Form eines Regenbogens oder eines besonders schönen Schmetterlings.

Wir Clowns sind natürlich auch wahnsinnig neugierig auf das Jenseits. So baten wir kürzlich einen Herrn, den wir im Hospiz viele Monate begleiten durften, bei unserem letzten Besuch, er solle uns doch bitte einen Brief aus dem Himmel schreiben und uns genau erzählen, wie es dort ist und was uns dort erwartet. Er versprach es und starb wenige Zeit später. Der Brief ist bisher noch nicht angekommen, aber wer weiß, wie lange die himmlische Post braucht und ob die da oben nicht auch Personalmangel haben.

Eine vielleicht etwas naive oder kindliche Vorstellungskraft hilft uns Clowns beim Abschiednehmen. Auch haben wir uns schon vorgestellt, dass unsere liebgewonnenen, verstorbenen Seniorinnen und Senioren jetzt da oben zusammen an einer großen Tafel sitzen, die leckersten Sachen essen und ganz viel Unsinn machen.

„Hoffentlich gibt's da oben Currywurst und Kuchen.“ Die 103-jährige Dame namens Hildchen hat inzwischen herausgefunden, ob es so ist. Andere wünschen sich eher Maultaschen oder Rouladen. Oder einfach nur das Wiedersehen mit ihren Liebsten, die schon vorausgegangen sind.

Eine Antwort können natürlich auch wir Clowns nicht geben – wir wissen nicht, was kommt, können uns auch nur die tollsten Dinge vorstellen, wünschen und ertäumen. Vielleicht ist auch die Frage nach dem Jenseits nicht unbedingt wichtiger als die Frage, wie wir im Diesseits damit umgehen.

Umfrage zeigt: Das „K“ gehört dazu – genauso wie der Wunsch nach Reformen

Was macht den KDFB katholisch?

Während der Schweizerische Katholische Frauenbund künftig auf das Wort „katholisch“ im Namen verzichtet, steht eine solche Änderung für den Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB) Bayern nicht zur Debatte. Das ist das Ergebnis der breit angelegten Umfrage „Was macht den KDFB katholisch?“, die der Landesverband Bayern im gesamten KDFB initiiert hat.



Monsignore Boeck, Tanja Pichlmeier, Lisa Walden und Britta Wörndle führen bei der KDFB-Landesdelegiertenversammlung die Diskussion zu „Was macht den KDFB katholisch?“

Von Gerlinde Wosgien

Presse- und Öffentlichkeitsreferentin im Katholischen Deutschen Frauenbund – Landesverband Bayern

Warum am „K“ festhalten – gerade im Licht von Missbrauch und oft kritischer mangelhafter Aufarbeitung in der katholischen Kirche? Wie passt es zusammen, dass Frauen in der römisch-katholischen Kirche nach wie

vor keine Diakoninnen oder Priesterinnen werden können, der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) KDFB sich aber für Gleichberechtigung starkmacht? Kritischen Fragen wie diesen müssen sich KDFB-Frauen auf allen Ebenen stellen – und viele stellen sie sich auch selbst. „Trotzdem wollten wir das ‚K‘, das seit der Gründung 1903 zum KDFB gehört, nicht einfach zur Disposition stellen“,

so der zuständige Landesvorstand. Denn bei aller öffentlichen Kritik am Handeln der Institution Kirche ist im Verband eine tiefe Verbundenheit mit dem Katholisch-Sein spürbar – mit dem Glauben, den Ritualen, der spirituellen Heimat.

Vor diesem Hintergrund wurde bereits vor zwei Jahren die Projektgruppe „KDFB + katholisch“ ins Leben gerufen. Das Besondere: Die Mitarbeit stand allen Frauenbundfrauen offen und ermöglichte vernetztes, ebenenübergreifendes Arbeiten. Gemeinsam, transparent und ergebnisoffen wurde nachgespürt, was den KDFB katholisch macht!

Die Kommunikationswissenschaftlerin Lisa Walden aus Regensburg führte die Umfrage und Auswertung durch. Der KDFB Bayern veröffentlicht nun die Ergebnisse.

GELEBTE GEMEINSCHAFT STATT INSTITUTION

78 Prozent der Umfrageteilnehmerinnen betonen, dass die Kirche vor Ort eine wichtige Rolle in ihrem Alltag spiele. Zwei Drittel nehmen regelmäßig an Gottesdiensten und pfarrlichen Angeboten teil. Zugleich erklären jedoch 85 Prozent, dass solche liturgischen Angebote nicht ausschlaggebend dafür seien, was für sie persönlich „katholisch“ bedeute: „Das zeigt, dass Frauenbundfrauen stark in ihren Pfarrgemeinden verankert sind, Verantwortung übernehmen und aktiv mitgestalten“, betont Monsignore Rainer Boeck, Geistlicher Beirat im Landesvorstand, der die Projektgruppe begleitete. „Für viele unserer Mitglieder steht der Namensbestandteil ‚katholisch‘ nicht zuerst für eine Institution, sondern für gelebte Gemeinschaft und geteilte Werte.“

TRENNUNG VON GLAUBEN UND KIRCHE

Dazu gehört auch, dass 53 Prozent der Befragten angeben, ihren Glauben von der Kirche zu trennen. Ein Trend, der eine gesamtgesellschaftliche Realität widerspiegelt und immer stärker geäußert wird. 10 Prozent der Befragten im KDFB denken über einen Kirchenaustritt nach oder sind

FOTOS: KDFB / KLEINERT



Ein KDFB-Mitglied schreibt die persönlichen Gedanken zu „Katholisch im KDFB ist für mich...“ auf eine Wortwolke.

bereits ausgetreten. 3 Prozent gehören einer anderen Konfession an. 87 Prozent sind und bleiben Mitglied der römisch-katholischen Kirche. Der KDFB stellt sich damit deutlich gegen den gesellschaftlichen Trend der Abkehr von der Konfession. Neueste Zahlen zeigen: Erstmals gehören in Deutschland mehr Menschen keiner Religionsgemeinschaft an als den beiden großen Kirchen. 39 Millionen Menschen sind konfessionslos, 38 Millionen katholisch oder evangelisch. Zum Vergleich: Waren 1990 nur 22 Prozent konfessionslos, sind es heute 45 Prozent.

VERWURZELT IM KATHOLISCH

KDFB-Frauen prägen, wie andere katholische Verbände, das kirchliche Leben vor Ort mit großem ehrenamtlichem Engagement. Sie verbinden den Begriff „katholisch“ mit Gemeinschaft, Wertebasis und Solidarität. Die Bedeutung der Kirche für ihren (Wohn-)Ort schätzen 46 Prozent mindestens als wichtig ein, 32 Prozent finden sie eher wichtig. Die Wertebasis wird am häufigsten als Einfluss von „katholisch“ auf den persönlichen Alltag genannt, gefolgt von sozialer Gerechtigkeit und Engagement. „Darin spiegelt sich die Bedeutung des Wortes ‚katholisch‘ – übersetzt ‚allumfassend‘ – wider“, so Monsignore Rainer Boeck.

Das ist auch die Vision und der Wunsch von vielen KDFB-Mitgliedern: Dem „Katholisch“ im KDFB ein eigenes, solidarisches, vielfältiges Wesen geben. Ein Katholisch, das

sich in der Gemeinschaft und im Alltag lebendig zeigt und sich wandeln darf.

KLARER AUFTRAG: REFORMEN STATT AUSTRITTE

Denn auch die Forderung nach Wandel bzw. Reformen in der Kirche machen die Umfrageergebnisse sehr deutlich. 97 Prozent der KDFB-Frauen wollen Reformen, beispielsweise mehr Geschlechtergerechtigkeit und strukturelle Veränderungen. „Unser Frauen wenden sich nicht ab – sie wollen eine Kirche auf Augenhöhe“, so Tanja Pichlmeier, Projektleiterin der Gruppe „KDFB + Katholisch“ und kommissarische KDFB-Landesvorsitzende. Frauenbundfrauen entscheiden sich für „auftreten statt austreten“ – entgegen dem Trend steigender Kirchenaustritte.

Die Auswertung zeigt auch, dass Reformorientierung nicht auf eine Altersgruppe oder eine bestimmte Region beschränkt ist, sondern breit in der Mitgliedschaft verankert ist.

Der KDFB drängt seit vielen Jahrzehnten immer wieder beharrlich darauf, dass die katholische Kirche zukunftsfähig werden muss. „Wir leben mit Überzeugung unseren Glauben und sehen nicht tatenlos zu, wenn die Gemeinschaft in der katholischen Kirche ständig kleiner wird. Für uns kann nur eine partnerschaftliche Kirche auch eine glaubwürdige und zukunftsfähige Kirche sein. Frauen und Männer müssen partnerschaftlich und auf Augenhöhe in der Gemeinschaft der Glaubenden das kirchli-

che Leben gestalten können“, fordert Tanja Pichlmeier.

KDFB-FRAUEN ALS ARCHITEKTINNEN FÜR KATHOLISCH-SEIN

Die Ergebnisse zeigen: Die Bindung an die Kirche ist zugleich kritisch und selbstbewusst. Was „katholisch“ bedeutet, muss sich wandeln dürfen und zu den Gläubigen passen. „KDFB-Frauen können hier Architektinnen sein und öffentlich sichtbar machen, wie man katholisch lebt – offen, kreativ, dialogorientiert und inklusiv“, erklärt Tanja Pichlmeier.

Dahinter steht die Hoffnung, dass ein positives Bild von „katholisch“ durch das Engagement des KDFB nach innen und außen ausstrahlt. Interessant wäre die Frage, ob auch andere katholische Verbände eine vergleichbar klare Resonanz ihrer Mitglieder erhielten.

„KATHOLISCH“ IST MEHR ALS DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE AMTSKIRCHE

Das Umfrageergebnis ermutigt zu einem neuen Blick auf „katholisch“. Nicht nur die Amtskirche zählt, sondern die konkrete Lebenswirklichkeit der Menschen mit ihren Überzeugungen und Bedürfnissen. Diesen Beitrag hat die Umfrage geleistet. Sie bietet eine empirisch fundierte Grundlage für innerverbandliche Reflexion ebenso wie für kirchliche Reformprozesse. Die Umfrageergebnisse könnten auch für andere katholische Verbände interessant sein, die ähnliche Identitätsfragen klären möchten.

So bleibt das „K“ im KDFB – jedoch nicht als bloßes Etikett, sondern als lebendiger Auftrag, Kirche aktiv und positiv mitzugestalten.

ÜBER DEN KDFB

Der Katholische Deutsche Frauenbund Landesverband Bayern ist mit seinen 119 000 Mitgliedern der größte Frauenverband des Freistaats. Gegründet 1911 von Ellen Ammann (1870 – 1932), setzt er sich für Gleichberechtigung und Chancengleichheit von Frauen in Kirche, Politik, Gesellschaft und Wirtschaft ein.



Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Sabine Slawik engagiert sich seit 2008 ehrenamtlich im Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB), zunächst im Diözesanvorstand im Bistum Augsburg, seit 2014 im Landesvorstand und parallel dazu acht Jahre im Bundesvorstand des KDFB. Seit 2006 ist sie Mitglied im Sachausschuss „Mission, Gerechtigkeit, Frieden“ im Landeskomitee der Katholiken in Bayern.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich im kirchlichen Bereich?

Ehrenamtliches Engagement habe ich im Elternhaus als überwiegend positiv und vor allem sinnstiftend erlebt. Auch außerhalb der Familie habe ich, ob im damaligen Kindergarten, der Schule, in den Jugendgruppen oder als 16-jährige Lektorin und Leiterin einer Pfarrbücherei, viele positive Erfahrungen machen können. Gelebte Ökumene war in unserer Pfarrgemeinde von Anfang an ein zentrales Moment. Dabei hat sich mein Engagement mit Blick auf die Lebenssituationen von Menschen im Globalen Süden fokussiert und hier sind mir Gleichberechtigung, Bildung und Bestärkung von Frauen und Mädchen in Gesellschaft, Politik und Kirche ein besonderes Anliegen. Zudem versuche ich hier die Perspektive von Frauen einzubringen.

Wie sind Sie zu Ihrem freiwilligen Engagement gekommen?

Bei der diözesanen Misereoreröffnung 2008 in Augsburg brachte ich mich für den Frauenbund bei diversen Aktionen ein und wurde daraufhin für eine Wahl in den Diözesanvorstand vorgeschlagen und auch gewählt.

Als Diözesanvorsitzende hatte ich unterschiedliche Bereiche zu betreuen, u.a. auch das Forum Internationale Frauenwelten. Und so kam eine interessante Aufgabe zur anderen dazu, wie die Mitarbeit im Sachausschuss des Landeskomitees, im Landesfrauenrat, in der Arbeitsgruppe Weltgebetstag Bayern und weitete sich letztlich auf die Deutschland- und Europaebene aus.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Zum einen betrachte ich mit Sorge die vielen unterschiedlichen Krisen-

herde wie Kriege, Hungersnöte, die Zerstörung unserer Lebensräume, vielfältige Misshandlungen und Unterdrückungen, insbesondere von Frauen und Kindern weltweit. Dazu kommen die politischen Entwicklungen mit der Erstarkung des rechten Randes in Europa und die zunehmende Schere zwischen Arm und Reich.

Im kirchlichen Bereich, und dazu gehören für mich auch sehr stark die Verbände, beschäftigen mich die zunehmende Abkehr und Entfremdung durch institutionelle Veränderungen und sehe doch viele Menschen, die auf der Suche sind. Die Frauenfrage ist für mich ein zentrales Element. Und so sind wir hier alle gefordert, gemeinsam und synodal weitere Schritte nach vorne zu machen – ganz im Sinne des verstorbenen Papstes Franziskus, unseres jetzigen Papst Leo XIV. und der Weltsynode.

Was wollen Sie bewegen?

In der Diözese Augsburg wurde in einer engagierten Gruppe von Männern und Frauen ein Workshopkoffer zur Synode erarbeitet, durchgeführt und evaluiert (siehe S. 7). Und dieser Workshopkoffer soll nun eine große Verbreitung finden. Das synodale Miteinander in unseren Pfarrverbänden über alle Generationen und Bedürfnisse hinweg soll gestärkt oder auch erst bewusst eingeführt werden, denn nur so kann sich das Gesicht der Kirche verändern und/oder vieles bewusster in die Gesellschaft getragen werden. Weiterhin ist es in den internationalen Netzwerken wichtig, Wege in der Frauenfrage weiter zu entwickeln und zu gehen, denn letztlich wird diese für unsere Kirche sehr entscheidend sein. **Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil...**

wir Orte brauchen, an denen wir einer lauten und sich immer mehr in multiplen Krisen befindlichen Welt für einige Momente entfliehen können, zum Atem holen kommen und auch Gemeinschaft immer wieder neu erleben können. Wir alle leben von Begegnungen und Kirche mit all ihren vielfältigen Engagementmöglichkeiten hat dafür so vieles zu bieten, was auf ganz unterschiedliche Art und Weise Jung und Alt, Kind, Frau und Mann in allen Lebenswirklichkeiten Raum, Schutz und Halt geben kann.

Nicht vom Spielfeld fegen lassen War es das, Game over?

Von Diana Schmid

Freie Autorin

Allerlei Raffinessen. Ranklotzen. Rauswerfen. Doch was, wenn wir ganz vom Spielfeld herausrollen? Mehr noch, sogar komplett in die Tiefe stürzen, weil wir weiter herausrollen als nur vom Spielfeld herunter? Wenn wir gewissermaßen in Abgründe, in Untiefen, ins Unbekannte, ins Unheimliche stürzen? Und hier ist die Rede nicht von einem harmlosen Brettspiel. Hier ist vielmehr die Rede vom Leben und davon, wo wir die Ewigkeit verbringen werden. Die Bibel ist in diesem Punkt ganz klar. Und das Buch der Offenbarung gewährt uns einen Blick durchs Schlüsselloch. Nutzen wir diese Erkenntnis, um unser Spielfeld im Leben sauber aufzurollen und die Spielregeln zu kennen, damit wir bei unserem persönlichen Spielende wissen, wohin wir gehen und dass wir den Sieg davontragen dürfen, den Jesus Christus für uns errungen hat! Wer will das schon aufs Spiel setzen und riskieren, in den endlosen Abgrund zu fallen?

Nun, wenn wir so manche Spieler beobachten, sagen wir bei „Mensch ärgere dich nicht“, „Die Siedler von Catan“ oder „Monopoly“, dann mag das komisch für uns anmuten. Zumindest kann uns das so lange in Schach halten, bis wir die Spielregeln nicht kennengelernt haben. Wir beobachten zwar die Spielzüge, die jeder unternimmt, doch können uns zumeist keinen Reim darauf machen. Warum ist das so? Fragen wir uns das als kleinen Zwischenstand. Es ist deshalb so, weil wir das große Ganze nicht kennen, weder das Ziel noch die Schritte dorthin. So ähnlich ist das auch im echten Leben, in unserem Christenleben. Manche von uns irren einfach durchs Leben. Andere stecken sorgfältig ihr Revier ab. Wiederum andere gaunern und streunen durch die Spielarena. Doch haben diese Spieler den Sinn verstanden? Kennen sie die Regeln? Und vor allem: Wissen sie, was für sie auf dem Spiel steht? Und wenn es um unser

Leben geht und darum, wo wir einst die Ewigkeit verbringen werden, ist es da nicht logisch und umso wichtiger, dass wir fair spielen, eben nach den Regeln, die der Erfinder festgelegt hat? Dann können wir auch ins Ziel einschiffen und werden nicht vorschnell vom Platz gefegt oder verfehlen womöglich das verheißene Finale und große Ziel. Gott hat uns in diese Welt, auf dieses Spielfeld gesetzt. Er hat einen Plan mit uns, mit seinen Figuren. Er hat uns sogar in seinen Plan eingeweiht – in der Bibel steht alles erklärt. Mit vielen Dingen ist es ja oftmals so, dass gerade der Anfang und das Ende entscheidend sind, nehmen wir einen Kinofilm oder auch ein Buch, denn da schließt sich der Kreis. Das heißt, dass sich für uns, den Betrachter, den Leser oder

Spieler, alles erschließt. Man könnte schon sagen, dass es sich mit der Bibel recht ähnlich verhält. Nicht umsonst ist die Rede von A und O, Alpha und Omega. Wir müssen den Anfang und den Schluss verstehen, dann kapieren wir auch, was das mit unserem Leben soll, vielmehr: Was wir mit unserem Leben anfangen sollen! Hierfür gibt uns die Offenbarung ein klares Bild, sie warnt, schenkt uns Weisung. Der Spieler, der diesen Blick in die Spielregeln zu nutzen weiß und sein Leben vom Ende her aufrollt, darf sich wirklich auf das große Finale, auf die Herrlichkeit, auf diese große Verheißung stützen und freuen, schon jetzt, während das Spiel noch läuft. Denn darum geht es ja. Nur wissen das viele Spieler nicht! Deshalb müssen wir davon weitersagen!

FOTO: MICHAEL1959 / ISTOCK



Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

